



LAND
TIROL

Panoptica

frauen.kultur.tirol
2022



INHALT

PANOPTICA
frauen.kultur.tirol 2022

VORWORT

Landesrätin Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader Seite 3

EINLEITUNG

Petra Streng Seite 5

KUNST

Porträt: Die Sprach-Akrobatin Tamara Stocker Seite 6
Moni Brüggeller

Avantgarde unter dem Motto: Bleib' ich oder Geh' ich? – Über die Südtiroler
Kunstszene und die Wichtigkeit des internationalen Austauschs Seite 12
Kathrin Zitturi

„Spieglein, Spieglein an der Wand“
Künstlerische Frauenblicke auf Vanitas und Eitelkeit Seite 18
Simone Gasser

Hat man nicht mehr vom Leben, wenn man fotografieren kann?
Erika Groth-Schmachtenberger (1906–1992) in Tannheim Seite 24
Sylvia Mader

Gedanken zu Grüss Göttin, Natur, Freiheit, Friede und Tirol
Projekte im öffentlichen Raum seit 2009 Seite 30
Ursula Beiler

KULTUR

Porträt: Maria Ma – Kompositionen aus Rhythmus, Begegnungen und Klang Seite 36
Julia Costa

Gott sei uns gnädig! – Das Kriegstagebuch einer Ordensfrau 1939 bis 1945 Seite 42
Andrea Aschauer

KALEIDOSKOP

Porträt: Sometimes it takes balls to be a woman – rebecca ruétz –
Design made in Tyrol Seite 48
Sabine Geiger

„Verewigt – Vergessen?“ – Drei ungewöhnliche Denkmäler für drei starke Tirolerinnen Seite 54
Andrea Pancheri

Die Tasche der Frau Seite 58
Michaela Hutz

Wie wird gehämmert und geschweißt? Seite 64
Victoria Rist

Nachruf Ursula Strohal Seite 67

KALEIDOSKOP DES MANNES

Der letzte Schützengraben des Patriarchats Seite 68
Werner Kräutler

Autorinnen und Autor Seite 74

VORWORT

Seit nunmehr 10 Jahren nimmt Panoptica Frauen in Kunst und Kultur in den Fokus und zeigt auf, wie sehr kompetente und engagierte Frauen das kulturelle Leben in Tirol prägen. Spannende Porträts, vielfältige Themen und unterschiedliche Sichtweisen vermitteln Einblicke in weibliche Lebenswelten. Diesem Anspruch bleibt auch die Jubiläumsausgabe treu und präsentiert in den drei Rubriken Kunst, Kultur und Kaleidoskop eine Vielzahl interessanter Beiträge. Dass das Thema der Geschlechtergerechtigkeit nach wie vor virulent ist – nicht nur im Kunst- und Kulturbereich, sondern generell in allen Lebensbereichen – hat die Covid-Pandemie stärker denn je sichtbar gemacht. Frauen sind von der Krise besonders betroffen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie Fair Pay stellen nach wie vor große Herausforderungen dar. Dass es in Tirol trotz der schwierigen Rahmenbedingungen der letzten zwei Jahre ein blühendes kulturelles Leben gibt, wäre ohne den Einsatz und die Kreativität der Frauen in unserem Land nicht denkbar. Frauen leisten auf allen Ebenen hervorragende Arbeit – von der zeitgenössischen Kunst bis hin zum Museumswesen und der Traditionskultur, als Künstlerinnen, Kulturmanagerinnen, Veranstalterinnen, Obfrauen und Mitglieder von Kulturvereinen in allen Regionen Tirols.

Dieses Engagement stärker sichtbar zu machen und im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verankern sowie die Vernetzung von Frauen in Kunst und Kultur zu stärken, ist eine Aufgabe, der ich mich als Kulturpolitikerin mit Leidenschaft widme. Dieses Bestreben spiegelt sich nicht nur im Medium Panoptica wider, sondern erfordert gendersensibles Handeln bei allen Entscheidungen wie etwa bei der Vergabe von Fördermitteln, Preisen und Stipendien, der Zusammensetzung von Beiräten und Jurien, der Besetzung von Leitungsfunktionen usw. „Frauen, die nichts fordern, werden beim Wort genommen – sie bekommen nichts“, so die französische Schriftstellerin und Philosophin Simone de Beauvoir (1908-1986). In diesem Sinne sehe ich Panoptica als ein Medium, das Frauen



Foto: Land Tirol/Berger

eine Stimme gibt und für die Gleichstellung im Kunst- und Kulturbetrieb eintritt.

Mein Dank gilt Petra Streng, die seit der ersten Ausgabe als Chefredakteurin für die Panoptica verantwortlich zeichnet und jedes Jahr aufs Neue für eine interessante und abwechslungsreiche Zusammenstellung der Beiträge sorgt. Danken möchte ich selbstverständlich den Autorinnen und dem Autor für ihre Beiträge in der aktuellen Ausgabe der Panoptica. Allen Frauen, die im Kunst- und Kulturbereich tätig sind und damit die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft mitgestalten, danke ich für ihren Einsatz und möchte sie in ihrem Tun bestärken. Möge die 10. Ausgabe der Panoptica Inspiration und Motivation sein sowie ein Zeichen des Optimismus und der Zuversicht in pandemischen Zeiten setzen!

Dr. Beate Palfrader

Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Kultur, Arbeit
und Wohnen

IMPRESSUM

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

© Amt der Tiroler Landesregierung

Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur,
Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck, email: kultur@tirol.gv.at

Redaktion: Dr. Petra Streng

Druck- und Gesamtherstellung: Hernegger Offsetdruck, Innsbruck

Titelbild: Clemens Nowak

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

EINLEITUNG

Die nunmehr zehnte Ausgabe der Kulturzeitschrift Panoptica könnte man mit den Worten zelebrieren: „Man muss die Feste feiern, wie sie fallen“. Diese Redewendung bzw. Sprichwort geht auf Hermann Salinger (d.i. Salinger) zurück, der sie in der Berliner Lokalposse „Graupenmüller“ (1870) postulierte. Nun, in den letzten Jahren haben viele Autorinnen und Autoren dazu beigetragen, dass das Frauenleben in Tirol und über die Grenzen hinaus in Vergangenheit und Gegenwart thematisiert wurde. Unterschiedliche Sichtweisen, ganz persönliche Eindrücke und wohl auch gesellschaftspolitische Statements garantieren eine Vielfalt, die dem Frauenleben nur gerecht sein kann. Rückblicke sind aber auch Ausblicke. Die Geschichte und die Geschichten gehen weiter – ganz unter dem Motto: Es ist noch viel zu tun.

In der vorliegenden Ausgabe der Panoptica werden wieder zahlreiche Aspekte von Frauenleben im hier und jetzt, aber auch rückblickend zum Thema. Die Vielfalt ist der Anspruch. Und so kommt eine Literatin aus dem Poetry Slam ebenso zu Wort wie in memoriam eine Nonne, die ihr Klosterleben beschreibt. Mit Wort und Ton, aber auch mit baulichen Objekten setzen Frauen ihre Denkmäler. Vielleicht sind manche davon unscheinbar oder nicht omnipräsent, doch es sind Spuren und Manifestationen im kollektiven Gedächtnis – denen man auf die Sprünge verhelfen muss. Und dazu dienen die Beiträge, die unterschiedliche Sichtweisen und Gegebenheiten widerspiegeln. Was Frau durchs Leben trägt sind u.a. Taschen, (auch nachhaltige) Mode, Musik und Maschinen. All' diese Themenkomplexe dokumentieren nicht nur individuelle Befindlichkeiten sondern auch gesellschaftliche Wertigkeiten. Und diese ändern sich stetig. Daher ist es auch spannend, dass Frauen unterschiedlichen Alters und Provenienz zu Wort kommen. Und dies war von Anfang an das Ziel der Panoptica.

Die Vergänglichkeit betrifft uns alle – egal ob Frau oder Mann. Wichtig sind die Spuren, die man hinterlässt. Und diese können auch im vermeintlich Verbor-



Madame von Angelina Bolle.

Foto: Petra Streng

genen liegen. Die vorliegenden Beiträge dienen dazu, zu sensibilisieren und aufzuzeigen, dass Frauenleben so divergent sein können. Dabei darf auch der gender-mainstream nicht zu kurz kommen: hier aus Sicht eines Mannes (der den Frauen sehr wohl gewogen ist).

Frauen leben und machen Kultur – lautstark, aber auch manchmal bescheiden im Hintergrund. Schenken wir ihnen die wohlverdiente, entsprechende Aufmerksamkeit - und nicht nur alle Jubeljahre. Ganz unter dem Motto: „Ich sitze alle Jubeljahr hier, laßt mich nur sitzen; künftiges Jubeljahr (also stetig, Anm.d. Red.) will ich euch nicht mehr hindern.“ (zit. Jubelfest der Leipziger Universität 1609, Taubmanniana' 133)

Petra Streng
Redaktion

PORTRÄT: DIE SPRACH-AKROBATIN TAMARA STOCKER

Moni Brüggeller



Die beste Poet Slammerin Österreichs hat gut lachen: sie legte einen Turbo-Start als Sprach-Akrobatin hin.

Foto: Guikje Peijnenborg

Österreichische Poetry Slam Meisterschaft vergangenen Herbst in Linz: Viele sind bei diesem unkonventionellen Dichter- und Poetenwettbewerb angetreten. Gewonnen hat Tamara Stocker aus Inzing. Ihre vorwiegend männlichen Mitstreiter hat sie auf die Plätze verwiesen. Tamara Stocker, die hauptberuflich in der online-Redaktion der Tiroler Tageszeitung als Journalistin arbeitet, spielt mit Worten wie andere mit Bällen. Sie baut daraus Welten. Das Fundament dafür: die Sprache. Eine Sprache, die fasziniert und begeistert, die überrascht und erstaunt. Eine Sprache voll Rhythmus und Tempo, die in ihren vielen Facetten trotzdem wie aus einem Guss ist. Tamara Stocker, die gekrönte Sprach-Akrobatin im Slam-Zirkus!

Losgegangen ist es mit Poetry Slam in Tirol vor 15 Jahren. Damals wussten nur die wirklichen Literatur-Freaks, was Poetry Slam ist. Den Ursprung hatte dieses erfrischend andere Format in Amerika. Es war irgendwann in den 1970er Jahren. Es war in Chicago. Es passierte in einer Bar. Mark Kelly Smith lud zu einer Lesung. Aber nicht so eine o8/15 Lesung. Nicht so eine Lesung, die alle machten. Nicht so eine Lesung, die eh schon jeder kannte. Nein! Mark Kelly Smith wollte etwas Anderes. Er wollte etwas Neues. Etwas noch nie Dagewesenes. Nähe zum Publikum schwebte ihm vor. Hemmschwellen sollten abgebaut werden. Elitäres verbannt werden. Poesie für jedermann – das war seine Maxime.

Von der Bühne hatte er klare Vorstellungen: Leer sollte sie sein. Ohne Requisiten. Nur ein Mikrofon. Volle Konzentration auf die Sprache. Volle Konzentration auf die Worte. Niemand sollte von der Teilnahme ausgeschlossen sein. Jeder war aufgefordert, Poet zu sein – für fünf Minuten. Und das Publikum wurde zur Jury, stimmte ab über den besten Text. Vorstellungen, die bis heute beim Poetry Slam gelten.

Über Berlin und Hamburg kam Poetry Slam nach Österreich. Partout in Innsbruck fanden die ersten Poetry Slams statt. Markus Köhle, von der Szene liebevoll „Papa Slam“ genannt, hat in Deutschland Poetry Slam zum ersten Mal erlebt und es nach Innsbruck gebracht.

Früher – da waren die Poetry Slams im Innsbrucker Bierstindl und später in der Bäckerei für ein paar wenige. Aber schnell, ganz schnell, wurden es mehr. Heute sind die Poetry Slams ein Publikumserfolg.

Früher – da waren es nur wenige, die sich auf die Bühne trauten. Eine Minderheit wollte Poet sein für fünf Minuten. Heute – da sind es mehr, viel mehr, die slammen, was das Zeug hält.

Die Österreichischen Poetry Slam Meisterschaften sind Beweis dafür. Zwei Tage gehen die „Wettkämpfe der österreichischen BühnendichterInnen“ (Stefan Abermann) inzwischen. Bei der 14. Auflage im vergangenen Herbst in Linz waren mehr als 30 TeilnehmerInnen. Eine von ihnen war Tamara Stocker. Am Schluss war sie **d i e** Eine. Tamara Stocker stand nicht nur am Stockerl, Tamara Stocker gewann die Meisterschaft.

In die Slammer-Szene ist die 29-Jährige irgendwie hineingestolpert. Das ist noch gar nicht so lange her. Es war irgendwann vor 2019 - da sass sie noch im Publikum. Sie erinnert sich noch genau. „Es war ein Tagebuch Slam im Treibhaus. Das hat mich damals mitgerissen! Wie das Publikum mit den Vortragenden, die aus ihren alten Tagebuch-Eintragungen vorgelesen haben, mitgelitten und mitgelacht hat!“

Um Tamara Stocker war es da schon geschehen. Für sie war von dem Moment an klar: „Ich wollte auch einmal auf der Bühne stehen!“ Lang hat es dann nicht gedauert und aus dem Wunsch wurde Realität. Daheim durchwühlte sie die Kisten im Keller und Dachboden – auf der Suche nach ihren alten Tagebüchern. Und ehe sie sich versah, stand sie auf der Bühne. Sie stand da, wo sie immer hinwollte. Ihre Slam-Premiere beendete sie als Gewinnern. Ein Turbo-Start!

Von diesem magischen Moment an war es um Tamara Stocker geschehen. „Von da an war ich infiziert!“, gibt sie mit einem herzhaften Lachen zu. Und

seit diesem ersten Auftritt ist sie rettungslos verloren!

Nach dem ersten Sieg im Treibhaus war Tamara Stocker nicht mehr zu stoppen. Gleich mehrmals hintereinander ist sie bei Tagebuch Slams aufgetreten. Nicht nur im Treibhaus. Nicht nur in Tirol. Die unterschiedlichsten Bühnen in ganz Österreich hat die von „Infizierte“ von da an bespielt. In gewohnter Manier – authentisch, emotional und sprachlich bravourös.

Das ist auch Diana Köhle aufgefallen. Was wenig wundert! Diana Köhle ist keine Unbekannte in der Slammer Szene. Sie ist eine Größe. In Innsbruck hat Köhle studiert. Aber sie lebt schon seit vielen Jahren in Wien. Seit vielen Jahren zeichnet sie dort für Tagebuch Slams und Poetry Slams verantwortlich. Sie war es, die Tamara Stocker ermutigt hat, doch den nächsten Schritt zu wagen. Sie war es, die sie von den Tagebuch Slams zu Poetry Slams gelockt hat.

So richtig wahrgenommen hat Tamara Stocker das Format davor nicht so wirklich. Gut – sie hat es gekannt! Aber, dass es auch für sie etwas sein könnte? Dafür brauchte sie den Anstoß von Diana Köhle - übrigens die Schwester von „Papa Slam“ Markus Köhle. „Diana hat mich dazu ermutigt, es doch einfach einmal zu probieren!“, erinnert sich die passionierte Journalistin. Sie hat sich nicht auf Antrieb dafür entschieden. Es war keine Ho-Ruck-Aktion. Tamara Stocker hat sich Poetry Slam langsam, fast bedächtig Slam genähert. Es begann mit dem Zuschauen. Aber es blieb nicht beim Zuschauen. Sie musste nur eine Hürde nehmen. „Das, was ich beim Tagebuch Slam vorgetragen habe, das war schon längst vorbei. Das lag fast 20 Jahre zurück. Aber beim Poetry Slam war das etwas Anderes. Es

musste etwas sein, das mich aktuell beschäftigt. Das ist noch einmal etwas wirklich ganz Anderes!“ Aber die angebliche Hürde war für die 29-Jährige dann gar keine Hürde.

Poetry Slam kam wie ein Tsunami in das Leben der hübschen Poetin aus Inzing: 28 Mal ist sie seither auf den verschiedensten Bühnen im In- und Ausland gestanden, 15 Mal davon hat sie das Publikum für sich gewinnen können. Immer gab es schöne Preise, aber einer ist ihr besonders lieb: Eine Glocke, die sie bei einem Auftritt in Telfs gewonnen hat.

Der Sieg bei der Österreichischen Meisterschaft ist noch lange nicht das Ende. Eher erst der Anfang! Wenige Wochen nach dem Überraschungserfolg in Linz vertrat sie Österreich in Brüssel bei der European Poetry Slam Championship. Wer Tamara Stocker zuhört, merkt schnell: Die Journalistin, die im Poetry Slam ihr kreatives Ventil gefunden hat, will mehr! Ja - viel mehr! Einmal einen Roman schreiben – das kann sie sich vorstellen. Ja – das ist ihr Traum!

Aber noch braucht sie die Interaktion mit dem Publikum. Wenn Tamara Stocker auf der Bühne steht und die Verbindung zum Publikum spürt, dann bedeutet das die Welt für sie. Dann bedeutet es Glück für sie. Obwohl sie kurz vor jedem Auftritt durch die Hölle geht. Lampenfieber quält sie. Aber nur bis sie auf der Bühne steht und in die Augen der Zuschauer blickt. Da spiegelt sie sich dann wieder, diese Freude, anderen Freude zu machen. Dieses Ziel, Menschen zu unterhalten. Diesen Wunsch, den ein oder anderen vielleicht zum Nachdenken anzuregen.

Die thematische Palette von Tamara Stocker ist breit. Es sind die kleinen Dinge des Alltags, die sie gross auf die Bühne bringt. Sie kennt keine Scheu, Einblicke in ihr Seelenleben zu gewähren. Aber es ist kein Seelen-Striptease, weil die begnadete Sprach-Akrobatin nichts aus Spekulation macht. Es ist die Authentizität, die sie das Publikum spüren lässt. Es ist die Ehrlichkeit, die eine Verbindung schafft. Und aus eben dieser Ehrlichkeit ergibt sich eine Identifikationsebene ganz von selbst. Ohne jede Absicht!

Was sie belastet, was sie beschäftigt - das erzählt Tamara Stocker den Menschen. Die werden berührt durch ihre Sprache. Eine Sprache, die in ihrer Radi-

kalität feine Sensoren hat, die in ihrer Analytik einen Zauber besitzt. Es ist eine Sprache der suggestiven Kraft, die durch ihren Rhythmus auf das Publikum überschwappt. So entsteht eine Dynamik, ein kreatives Ventil für alles, das im Berufsleben von Tamara Stocker keinen Platz hat: „Ich kann rauslassen, was mich gerade beschäftigt. Es ist etwas sehr Persönliches. Ich lasse Menschen an meinen Gedanken teilhaben. Es ist für mich sehr motivierend und inspirierend, wenn nach dem Auftritt Menschen zu mir kommen und sagen, dass es ihnen gleich geht wie mir!“

Corona hat auch Tamara Stocker die Bühne genommen. Und die Inspiration. „Man war daheim und konnte nicht weggehen. Lange hab ich mich geweigert, über Corona zu schreiben!“ Sie hat es dann aber doch getan. Aber wer Tamara Stocker kennt, weiss, dass sie auch für dieses Thema, das für jeden von uns zum Alltag geworden ist, einen anderen Zugang gefunden hat. Tamara Stocker hat ein Märchen geschrieben. Ein Märchen über „Prinzessin Corönchen.“ Ein Text, der ihr in der Finalrunde der Österreichischen Meisterschaften schließlich den Sieg beschert hat.

Die Gewinnerin macht aber keinen Hehl daraus, dass diese Meisterschaft für sie sehr fordernd, ja überfordernd gewesen sei. Kaum jemanden habe sie gekannt. Alles sei fremd gewesen. Aber das schätzt sie an der Slammer-Szene: Nähe und Freundschaft sind schnell entstanden. Das Miteinander stehe im Vordergrund und trotz Wettstreit gebe es kein Gegenüber.

Ihre Selbstkritik steht Tamara Stocker oft im Weg. „Aber durch die Positivität, die mir von der Slammer-Familie entgegengebracht wird, hab ich diese unliebsame Eigenschaft schon fast völlig ablegen können“, meint sie nachdenklich.

Nicht abgelegt hat sie ihren Ehrgeiz beim Schreiben. Das geht mal schneller, mal langsamer. Es gibt Texte, die sie an einem Tag geschrieben hat und es gibt andere, da ist es mühsamer. Da kann es schon einmal ein paar Wochen dauern bis sie mit dem Ergebnis zufrieden ist. Aber da ist sie halt dann auch wieder – diese Selbstkritik, die ihr ein Schnippchen schlägt. Ihr Lieblingstext handelt von „Männer & Mathe“. Zwei Sachen, die sie nicht versteht und darum habe sie darüber geschrieben. Acht Jahre war Tamara Sto-



Hauptberuflich arbeitet Tamara Stocker als Journalistin in der online-Redaktion der Tiroler Tageszeitung.

Foto: Moni Brüggeller

cker Single. „Das war eine wichtige Inspirationsquelle und die Texte über das Single-Leben haben viel Zuspruch gefunden.“ Single ist Tamara Stocker nicht mehr. Sie ist liiert mit einem Musiker. „Aber auch das Beziehungsleben gibt textlich was her!“, lacht sie herzlich.

Mit einem Dialekttext über das Älterwerden hat die Tirolerin in Linz die Herzen des Publikums im Nu erobert.

Was alle Texte gemeinsam haben? Immer steht der sehr persönliche Ansatz im Vordergrund. Es geht in den Texten um das reale Leben. Wenn nicht gerade „Prinzessin Corönchen“ dazwischen kommt. Die Probleme des Alltags bekommen bei Tamara Stocker Glamour durch Sprach-Bravour. Immer dabei: ein Quäntchen Witz und ein Augenzwinkern. Das darf nicht fehlen, weil Tamara Stocker Menschen gerne zum

Lachen bringt. Die Tristesse des Alltags wird durch sprachliche Raffinesse zum Quell der Freude. Für Publikum und Poetin. Da ziehen sie an einem Strang und Tamara Stocker versteht es selbst in der Ernsthaftigkeit gute Laune zu verbreiten. Rücksicht auf Befindlichkeit nimmt sie nicht. „Ich liebe das Gefühl, frei Schnauze sagen zu können, was ich denke!“

Das geht in ihrem Beruf als Journalistin nicht. Aber damit hat sie sich einen Traum erfüllt. Immer schon sei für sie festgestanden, dass sie einmal Journalistin werden wolle. Radiosprecherin oder Reporterin standen auch hoch im Kurs. „Gefühlt habe ich schon früher schreiben als sprechen können!“, erinnert sie sich an ihre frühe Kindheit.

Die Oma sei ihr erstes Publikum gewesen: „Schon bevor ich in den Kindergarten gekommen bin, habe ich ihr aus meinen Kinderbüchern vorgelesen.“

Die Oma war auch ihre größte Förderin: sie war es, die mit ihr Schule gespielt und das Schreiben gefördert hat. Sie war es, die den Drang der Enkelin zur Sprache von klein auf erkannt hat. Die Großmutter ist 2005 gestorben. Den großen Erfolg ihrer Enkelin konnte sie nicht mehr erleben. „Aber sie ist trotzdem da und begleitet mich“, ist Tamara Stocker überzeugt.

Nach der Matura ist Tamara Stocker von ihrem Traum, Journalistin zu werden, keinen Millimeter abgerückt: Journalismus sollte es sein, Journalismus musste es sein! In der Tiroler Journalismus-Akademie hat sie das Rüstzeug gelernt und bei einem Praktikum in der Tiroler Tageszeitung hat man ihr Talent auf Anhieb erkannt. Mit 20 Jahren wurde ihr eine Fix-Anstellung angeboten. Lange zögern musste sie nicht. Ein Traum wurde wahr.

Zwischen Journalismus und Poetry Slam sieht Tamara Stocker für sich persönlich durchaus Parallelen: „Am Ende erzählt man immer eine Geschichte. Egal ob das jetzt ein Bericht ist oder etwas Lyrisches – das Grundgerüst bleibt dasselbe, nur bei der Bauart kann man sich kreativ verausgaben; und eines meiner Ziele ist es eben auch veraltete Denkmuster aufzulösen, aber nicht mit erhobenem Zeigefinger sondern mit einem Augenzwinkern, das die Leute einerseits zum Lachen aber auch zum Nachdenken anregt.“

Ein Traum aber war nicht nur der Sieg bei der Österreichischen Poetry Slam Meisterschaft sondern auch die Verleihung des Slam-Poetry-Preises des Landes Tirol. „Der Preis dient der Förderung der Tiroler Literatur in der Gattung Slam Poetry mit dem Ziel, herausragende Leistungen in dieser Gattung zu würdigen und die kontinuierliche Aufbauarbeit und Weiterentwicklung der Slam Poetry Szene zu unterstützen“, heißt es von Seiten des Landes Tirol. Für Tamara Stocker wie zugeschnitten. Und sie animiert alle, die es einmal als Poet für fünf Minuten probieren wollen: „Nicht zögern! Einfach probieren! Mut zeigen!“

In der Innsbrucker Bäckerei finden jeden letzten Freitag im Monat Poetry Slams statt. Nur Corona verhindert das derzeit. Aber die Veranstalter sind überzeugt, dass im März vielleicht schon wieder ein Poetry Slam stattfinden kann. Tamara Stocker wartet schon hart darauf. Und sie hofft, dass sie viele neue Gesichter sieht. Sie hofft, wie die ganze Tiroler Slam-Familie, viele neue Texte zu hören. Und die, die zögern, muntert sie auf: „Mitmachen! Man kann nichts verlieren! Man kann nur gewinnen!“ Tamara Stocker hat es vorgemacht. Sie ist das schönste Beispiel dafür!



AVANTGARDE UNTER DEM MOTTO: BLEIB' ICH ODER GEH' ICH?

Über die Südtiroler Kunstszene und die Wichtigkeit des internationalen Austauschs

Kathrin Zitturi



AliPaloma, Allen Alles,
2021, Installation, Kristall-
glasziegel, 80 x 120 cm,
Festung Franzensfeste,
Franzensfeste, Italien

Foto: Leonhard Angerer

Nur wer umherschweift, findet neue Wege.
(Norwegisches Sprichwort)

Spätestens seit den großen Entdeckungsreisen gegen Ende des 15. Jahrhunderts kann das Reisen als des Künstlers Lust bezeichnet werden: autonome Auslandsreisen und -aufenthalte bieten kreativen Köpfen die Möglichkeit, sich selbst zu entfalten, sich inspirieren zu lassen, sich auszutauschen und dies unabhängig von arbeitstechnischen Verpflichtungen, die mit Auftragserfüllungen in Verbindung stehen.

Um herauszustellen, wie die Möglichkeiten, die insbesondere die Südtiroler Kunstszene bietet, wahrgenommen werden, welche Rolle dabei die Frage *Geh'ich oder bleib' ich?* spielt und welche Bedeutung Auslandsaufenthalten heutzutage beigemessen wird, war ich im Gespräch mit drei Südtiroler Künstlerinnen.

Julia Bornefeld

Die 1963 in Kiel geborene Künstlerin Julia Bornefeld gestaltet neben Gemälden und Skulpturen multime-

diale, raumgreifende und performative Arbeiten, welche häufig im Wechselverhältnis zur Architektur stehen. So unterschiedlich ihre Werke auch sein mögen, setzt sich die Künstlerin doch immer wieder mit gesellschaftskritischen Themen auseinander. Mit ihren Kunstwerken will Julia Bornefeld Statements setzen, Fragen stellen, Kommunikationsmöglichkeiten bieten sowie zu Diskursen anregen, die konventionelle Ansichtsweisen überdenken.

Julia Bornefeld studierte von 1984 bis 1989 Malerei an der Fachhochschule für Gestaltung in Kiel. Die Jahre 1986-1987 verbrachte sie als Gaststudentin an der *Accademia delle Belle Arti* in Venedig, 1988 folgte ein weiterer Auslandsaufenthalt an der *Akademija Likovna Umjetnost* in Ljubljana.

Bereits während ihrer Studienzzeit ging Bornefeld einer intensiven Ausstellungstätigkeit nach. Ihre Ambitionen lohnten sich – sie wurde in Schleswig-



Julia Bornefeld, Temporäres Atelier, 2018, Festung Franzensfeste, Franzensfeste, Italien.

Foto: Jasmine Deporta

Holstein als junge Künstlerin mit Preisen und Stipendien ausgezeichnet und daher schon früh gut gefördert. Außerdem hatte Julia Bornefeld zu Beginn ihrer Karriere das Glück, über eine Zufallsbegegnung auf einer Kunstmesse in Köln, als erste Frau ins Programm der Innsbrucker *Galerie Elisabeth & Klaus Thoman* aufgenommen zu werden. Dies verschaffte ihr ein Sprungbrett nach Österreich, welches in Folge weiter nach Italien reichte.

Vor 28 Jahren zog es Bornefeld schließlich nach Südtirol, seitdem arbeitet sie abwechselnd in ihren Ateliers in Berlin und in Bruneck. Den dadurch entstehenden Austausch beschreibt sie als bereichernd für ihr künstlerisches Schaffen: zum einen nehme sie beider Orts die Rolle einer Beobachterin ein, zum anderen kreierte sie Kunst- und Kulturlandschaften.

Südtirol bietet einen ländlichen Rückzugsort, der sich inspirativ auf das Schaffen auswirkt, allerdings auch Schwierigkeiten mit sich bringt, insofern Kunstmetropolen nicht von jetzt auf gleich zu erreichen sind. Bornefeld habe sich nach ihrer Ankunft in Südtirol wie in eine andere Zeit versetzt gefühlt. Es benötige nämlich eine gewisse Kraft, von der Peripherie aus noch in anderen Orten präsent zu sein, weshalb sich die Künstlerin häufig mit der Frage *Geh' ich oder bleib' ich?* beschäftige. Ihr fehle vor allem der kommunikative, geistreiche Austausch im Südtiroler Kunst- und Kulturgeschehen. Ein kreativer Mensch benötige schließlich immer wieder neue Inspirationsquellen, die mit Entwicklungsschüben im eigenen Schaffen einhergehen und das Kennenlernen von Neuem bedingen.

Für Julia Bornefeld gehört das Arbeiten an verschiedenen Orten und das Sich-an-neue-Stellen-bewegen unabding-



Maria Walcher, *I Pack My Bag 2*, 2012, South Tyrol (Italy), participative project, work in progress.

Foto: Maria Walcher

bar zum künstlerischen Dasein dazu. Auslandsaufenthalte sind für die Künstlerin daher sehr inspirativ. Den Einfluss der Kultur-, Kunst- und Kirchengeschichte eines Landes aufs kreative Schaffen, beschreibt Bornefeld als einen automatischen Prozess.

Für die Südtiroler Kunstszene wäre es laut Julia Bornefeld wünschenswert, die Kommunikation im Kunst- und Kulturbereich zu intensivieren – auch von Seiten der Politik – sodass das kommunikative Netzwerk erweitert werde und Menschen aus verschiedenen künstlerischen Sparten zusammenspielen könnten. Damit einher gehen Unterstützungs- und Finanzierungsmodelle, die es Künstler:innen erlauben würden, sich auch von Südtirol aus ein umfangreiches Netzwerk aufzubauen. Kunst müsse sich nämlich artikulieren und frei sein können. In diesem Punkt könne die Südtiroler Kunstszene noch aufholen und Vermittlungsstrukturen schaffen, die es der Kunst und Kultur erlauben, leben und sich entfalten zu können.

Maria Walcher

Maria Walcher (*1984 in Brixen, Südtirol) studierte Kunst in Wien, Lissabon und Weimar. Sie setzt sich in ihren Werken vor allem gesellschaftskritisch mit Erinnerungskultur auseinander. Die Kunst versteht sie als Kommunikationsmedium, welches – auch im öffentlichen Raum – Diskussionsmöglichkeiten bietet und mit Hilfe dessen auf sensible Themen aufmerksam gemacht werden kann. Außerdem will Walcher

durch ihre Werke die interdisziplinäre Zusammenarbeit anregen.

Heute lebt und arbeitet die freischaffende Künstlerin in Innsbruck. Südtirol zu verlassen, sei für Maria Walcher nie eine Entscheidung im herkömmlichen Sinn gewesen, sondern ein Vorhaben, welches auf ihrem Interesse, Neues zu erkunden und sich zu bewegen fußte. Sie habe es immer schon in die Welt hinaus gezogen, das Reisen und Kennenlernen neuer Menschen, Sprachen und Kulturen gehören für sie unabdingbar zum Leben dazu. Daher ist es kaum verwunderlich, dass Mobilität immer wieder zum Hauptthema ihrer Arbeiten wird.

Maria Walcher setzte schon viele Projekte in Südtirol um und stößt mit ihren Werken dort immer wieder auf große Resonanz, was bestätigt, dass der kreative Austausch sowohl weltweit als auch lokal von Bedeutung ist. Ihr Erfolgsrezept ist Offenheit, wodurch es ihr gelingt, Barrieren zu überschreiten und viele Menschen zu erreichen. Das Schöne an der Kunst sei für sie, einen Nerv zu treffen und Diskussionen anzuregen. Dies gelinge ihr in den entlegensten Tälern genauso gut wie in großen Städten.

Südtirol beschreibt Walcher als guten Nährboden für Kunst und Kultur, auch im Vergleich zu größeren Städten. Dennoch sei es wichtig, die Welt in all ihren Facetten kennenzulernen, sich ein internationales Netzwerk aufzubauen. Hat man dieses hergestellt, spiele es keine Rolle mehr, von wo aus man arbeitet, so Walcher.

In Südtirol erfuhre die Künstlerin stets finanzielle Unterstützung und Förderungen, sei es von öffentlicher Hand oder von Seiten der Privatunternehmen, die Kunst und Kultur als großen Mehrwert für die Gesellschaft betrachten und deren Wirkung und Macht erkennen. Allerdings können diverse Möglichkeiten von Künstler:innen in einer Großstadt wahrscheinlich einfacher wahrgenommen werden, insofern ein direkter Austausch mit verschiedenen Formen der Kunst durch die Präsenz zahlreicher Museen und Kultureinrichtungen jederzeit unmittelbar greifbar ist. Eine kreative Person sieht sich somit ständig von zahlreichen Inspirationsquellen umgeben. Die deutlich sichtbaren Entwicklungen im Kunst- und Kulturbetrieb Südtirols dürfen aber nicht außer Acht ge-

lassen werden: auch hier passiere und verändere sich laut Walcher viel, wenn auch in einem kleineren Maßstab. Ein aufrechtbleibender, internationaler Austausch und das Kontextualisieren der Kunstszene spielen dabei eine wichtige Rolle. Dies setzt voraus, sich auf neue Denkweisen einzulassen, bisher bestehende Komfortzonen zu verlassen und sowohl regionale als auch internationale Positionen zu unterstützen, miteinander zu vermischen – zugunsten eines gegenseitigen Mehrwerts.

Südtirol bietet für die Künstlerin ein wichtiges Netzwerk, dem sie sich stets verbunden fühlt, aus dem sie schöpft und das sie motiviert. Im kontinuierlichen Austausch mit ihrer Heimat zu bleiben, aber auch die Möglichkeit, ihre künstlerische Freiheit zu leben und sich bewegen zu können, ist für Maria Walcher ein schätzenswertes Geschenk. Gehen, zurückkommen, unterwegs sein, zirkulieren und im Kontakt bleiben – das bedeute für sie, ihr Künstlerinnendasein erfüllend zu gestalten.

AliPaloma

Die freischaffende Multimediakünstlerin AliPaloma (Alexandra Paloma Angerer, *1992 in Brixen, Südtirol) lebt und arbeitet in Brixen. Sie studierte Architektur an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck und ist seit 2017 Mitglied des Südtiroler Künstlerbunds. AliPalomas Werke zeichnen sich durch eine Symbiose der Kunstgattungen aus, befinden sich an einer Schnittstelle zwischen bildender Kunst und Architektur und provozieren vor allem eine Dekonstruktion von Schönheitsidealen, welche sowohl durch die mediale Welt, in der wir leben als auch durch festgefahrene kulturelle Ideale vorgegeben werden.

AliPaloma will durch ihre Kunst Sensibilisierungsarbeit leisten. Das dafür notwendige Verständnis der breiten Masse mag in großen pulsierenden Städten zwar größer sein, insofern diverse Ideen dort leichter zugänglich gemacht und letztlich angenommen werden – dennoch können gewisse Inhalte durch die richtige Kommunikation auch in konservativ geprägten Gebieten vermittelt werden. So erlebe die Künstlerin in Südtirol stets guten Zuspruch, stoße auf die Offenheit der Menschen und erkenne deren Veränderungswillen.

Die Kommunikation mit Gleichdenkenden gestalte sich zuhause allerdings schwieriger als in einer Großstadt, in der man ständig neuen Impulsen begegne. In Brixen fehle AliPaloma vor allem der bereichernde Austausch und das Zusammenarbeiten mit Kunstschaffenden aus verschiedenen Sparten. Im Sammeln von Auslandserfahrungen erkenne sie daher vor allem eine kulturelle Horizonterweiterung, welche Zugang zu internationalem Austausch biete und es vermöge, Impulse freizusetzen und weiterzugeben.

Das Angebot der Südtiroler Kunst- und Kulturszene beschreibt AliPaloma aber als ausreichend vorhanden: im Verhältnis zur Größe des Landes und den darin lebenden Menschen, biete Südtirol genügend Möglichkeiten, sich als Künstler:in ein Netzwerk aufzubauen. Südtirol sei für sie daher kein hartes Pflaster, sondern biete jungen Kunst- und Kulturschaffenden Chancen, sich in ein funktionierendes Netzwerk zu integrieren, dieses zu festigen und ins Ausland hinaus zu erweitern.

Für AliPaloma wäre es wunderschön, wenn die Kunst frei sein könnte – frei von touristischen Institutionen, über die Kunstschaffende Ausstellungs-

plattformen erhalten. Diese bieten zwar viele Möglichkeiten künstlerisch tätig zu sein, berücksichtigen aber nicht die Verwirklichung eigener Ideen und sind daher fremdbestimmt. Dabei nimmt gerade die Gegenwartskunst eine bedeutende gesellschaftliche Position ein, insofern sie zahlreiche aktuelle Themen verarbeitet, pulsiert und das Zeitgeschehen dokumentiert.

Für die Südtiroler Kunstszene würde sich AliPaloma mehr finanzielle Unterstützung wünschen sowie zum künstlerischen Arbeiten zur Verfügung gestellte Räumlichkeiten – Open Spaces, in denen man sich begegnen und austauschen kann. Außerdem erhoffe sie sich eine Aufwertung und Anerkennung des Berufsbild Künstler:in. Das Kunstschaffen wird nämlich häufig mit einem Hobby gleichgesetzt und die Vorstellung der Werkproduktion romantisiert. Gerade Konzeptkunst ist für die breite Bevölkerungsschicht nicht einfach zugänglich. Dass Kunst- und Kulturschaffende ein eigenes Business führen, in dem nicht nur organisiert, und verwaltet, sondern auch produziert und vermittelt wird, würde oft außer Acht gelassen werden.

AliPaloma fühlt sich ihrer Heimat Südtirol sehr verbunden und wohl in der lokalen Kulturszene. Sie ist stolz darauf, durch ihre Arbeit einen Beitrag zu leisten, durch den Menschen in Südtirol bewegt und für bestimmte Themen sensibilisiert werden können. Zuhause würden die Menschen nämlich mehr davon profitieren als in einer Großstadt, in der bereits viel Aufklärungsarbeit geleistet wurde.

Neues entdecken, sich selbst weiterbilden und die Welt in ihrer Diversität und in ihren verschiedensten Facetten kennenzulernen, gehören für die drei Südtiroler Künstlerinnen demnach zu wichtigen Grundsätzen im Kunstschaffen. Sie sind sich einig, dass Auslandsreisen, das Wahrnehmen von Artist in Residence-Programmen und Aufenthalte in Künstler:innenhäusern wichtige Kommunikationsmöglichkeiten bieten und aus diesem Grund gefördert werden müssen. Dies wiederum rege zu Diskursen an und begünstige durch einen intensiven Austausch unter Kunstschaffenden nicht nur die Weiterentwicklung des eigenen Werks, sondern auch das bereichernde Kennenlernen verschiedener Kulturen. Dem Ausnutzen der künstlerischen Bewegungsfreiheit, dem



AliPaloma, Allen Alles, Installation, Kristallglasziegel, 80 x 120 cm, Festung Franzensfeste, Franzensfeste, Italien.

Foto: Leonhard Angerer

Ausstrecken der Fühler ins Ausland, schreiben sie außerdem eine immanente Bedeutung zu, wenn es um das Verlassen der eigenen Komfortzone, um internationales Netzwerken sowie um die Erweiterung des eigenen Bekanntheitsgrades geht.

<https://www.juliabornefeld.com/>
<http://mariawalcher.com/>
<https://www.alipaloma.com/>

„SPIEGLEIN, SPIEGLEIN AN DER WAND“

Künstlerische Frauenblicke auf Vanitas und Eitelkeit

Simone Gasser



Der Tod dreht am Lebensrad,
um 1800.

Foto: Land Tirol/Tiroler Kunstkataster

„... wer ist die Schönste im ganzen Land?“ – anzunehmen, dass der Titel des folgenden Beitrages mit dieser Frage im Geiste beendet wurde, kennt doch bestimmt jede und jeder das Märchen „Schneewittchen“ der Brüder Grimm, veröffentlicht im Jahre 1812. Eine erdichtete Erzählung, aber der Inhalt könnte doch auch real und zeitlos umsetzbar sein? Die Geschichte und das Heute zeigen das Streben der Gesellschaft nach Selbstachtung, oft wohl auch Selbsterhöhung. Besitztümer und Leistungen werden untereinander oder mit anderen verglichen, Rangordnungen demnach erstellt. Ein entscheidendes Motiv dafür ist oft Ansehen und Renommee.

Eitelkeit und Vanitas

Und schon ist der Bogen in Richtung **Eitelkeit** gespannt. Diese Gefallsucht, welche eine wohl überbordende Bemühung um die eigene Schönheit oder auch die persönliche geistige Vollkommenheit darstellt und das menschliche Dasein stark beeinflussen kann. Leben attraktive, erfolgreiche, angesehene, wohlhabende, etc. Menschen leichter und sorgenfreier? Wo beginnt Affektiertheit?

Da Eitelkeit das Denken des Menschen von Gott ablenkt und zu sich selbst und seinem Erscheinungsbild hinlenkt, zählte die Eitelkeit in der christlichen Theologie zu den Hauptsünden. Die veraltete und ursprüngliche Bedeutung der Eitelkeit ist jedoch diese: Leere und Vergeblichkeit, Nichtigkeit und Vergänglichkeit.

Aus dem Lateinischen lässt sich der Begriff **Vanitas** mit Eitelkeit, leerer Schein, Nichtigkeit oder Vergänglichkeit übersetzen. Auf eine Stelle im Alten Testament, Buch Kohelet bezieht sich das Thema: „*Es ist alles eitel*“ (Koh. 1,2). Eitel wird in diesem Sinne als „nichtig“ interpretiert.

Ein treffendes Zitat, welches 1641 vom Künstler Sebastian Stoskopff auf ein Vanitas-Stilleben, welches sich in Straßburg befindet, gesetzt wurde, bietet eine Begriffserklärung par excellence: „*Kunst, Reichthum, Macht und Kühnheit stirbet / Die Welt und all ihr thun verdirbet / Ein ewiges komt nach dieser Zeit / Ihr thoren, flieht die Eitelkeit.*“

Vanitas in der Kunstgeschichte

In der bildenden Kunst werden Vanitas-Symbole meist in moralisierender Absicht dazu verwendet, um auf die Nichtigkeit von Macht und Reichtum, sowie auf die Endlichkeit des irdischen Daseins hinzuweisen. Im Jenseits haben Statussymbole keinen Bestand mehr. *Alles ist vergänglich!*

Besonders oft werden (Toten-)Schädel, erlöschende Kerzen, Sanduhren oder auch verwelkte Blumen als Vanitas-Symbole dargestellt. Machtinsignien, Ruinen und Fragmente sind ebenso vorkommend wie Luxusgüter. Neben Tieren wie Mäusen, Eidechsen, Insekten oder dem Papagei als Symbol für die Eitelkeit des Menschen, tragen auch unterschiedlichste Nahrungsmittel eine bestimmte Symbolik und stehen letztendlich für die Vergänglichkeit.

Haushaltsgeräte, Musik (Instrumente oder Notenblätter) und Texte sowie Objekte des Zeitvertreibs, in verschiedenster Komposition zusammengestellt, bilden weitere Vanitas-Symbole mit nicht zu verachtender Bedeutung.

Vanitas-Symbol Spiegel

An dieser Stelle sollte nun ein besonderes Vanitas-Symbol hervorgehoben werden: **der Spiegel**. In antiken Kulturen repräsentierte der Spiegel das Abbild der Seele. Für Keuschheit, Vergänglichkeit und Sinnesfreude stand der Spiegel in der Kunst des europäischen Mittelalters. Der Spiegel als Symbol der Vanitas ergab sich in der Zeit des Barock.

Die erste Möglichkeit, sein eigenes Spiegelbild wahrzunehmen, bot der Blick auf eine dunkle, glatte Wasseroberfläche. Die griechische Antike be-



Michelangelo Merisi da Caravaggio, *Narziss*, um 1600, Palazzo Barberini Rom. Foto: Simone Gasser

schreibt den *Mythos von Narcissus*, dem Sohn eines Flussgottes und einer Nymphe. Sein eigenes Spiegelbild entdeckte er auf einer Wasserfläche und er verliebte sich in diesen Anblick – es war ihm nicht bewusst, dass er sein Eben-



Tizian (Tiziano Vecellio), *Die Eitelkeit der Welt*, um 1520, Bayerische Staatsgemäldesammlungen - Alte Pinakothek München.

Foto: <http://www.sammlung.pinakothek.de/de/artwork/8eGVD2wxWQ>

bild betrachtete. Michelangelo Merisi da Caravaggio (*1571 in Mailand - +1610 in Porto Ercole) stellte diese Szene um 1600 beeindruckend dar. Das Gemälde „Narciso“ befindet sich in der Gemäldegalerie des Palazzo Barberini in Rom.

Die Ursprünge der Spiegelherstellung sind nicht genau dokumentiert. Bereits in Ägypten und Griechenland wurden Methoden herausgefunden, sein Ebenbild zu reflektieren. Eine Etablierung der Herstellung von Glasspiegeln erfolgte ab dem 14. Jahrhundert in Europa. Eine ‚Spieglerzunft‘ wurde in Nürnberg im Jahre 1373 gegründet, auch Flandern galt als Metropole der Spiegelherstellung, nicht zu vergessen Venedig zur Zeit der Renaissance. Der Herstellungsprozess erforderte rund geblasenes Glas, auf dessen Rückseite eine Metallbeschichtung erfolgte bzw. eine Metallfolie aufgebracht wurde. Produziert wurden kleine Tischspiegel sowie Taschen- oder Gürtelspiegel z. B. mit Elfenbeingriffen.

Im Barock wurden großflächige Spiegel als Teil der Raumgestaltung verwendet, verschwenderisch benutzt zur Ausstattung vieler Schlösser und Herrschaftshäuser. Als Paradebeispiel gilt die ab 1678 erfolgte Ausstattung des Spiegelsaals „Galerie des Glaces“ mit bis zu 300 Spiegeln im Schloss von Versailles unter Sonnenkönig Ludwig XIV. von Frankreich.

In bürgerlichen Wohnungen sowie in öffentlichen Räumen wie Theaterfoyers, Kaffeehäuser und Restaurants fand der Spiegel als Einrichtungsgegenstand erst im 19. Jahrhundert seine Bestimmung.

Der Spiegel als Instrument der Selbstwahrnehmung, als Kultgegenstand oder auch als Objekt der narzisstischen Selbstverdoppelung mit seinen vielfältigen und widersprüchlichen metaphorischen Bedeutungen hat seine Faszination damals wie heute nicht eingebüßt. Nur am Rande zu bemerken ist die Bedeutung des Spiegels als wichtiges Instrument in der Wissenschaft, die medizinische Diagnostik ist nur ein bedeutendes Beispiel von vielen. Kein anderes Medium erlaubte der Menschheit, sich selbst näher zu kommen, als auch die unendlichen Weiten des Universums in unmittelbare Reichweite zu bringen und zu reflektieren.

Beispiele aus der Kunstgeschichte

Ein Frühwerk des bedeutenden Malers Tiziano Vecellio (*1488 in Pieve di Cadore - +1576 in Venedig), besser bekannt unter dem Namen Tizian, spiegelt die Thematik auf besondere Weise: *Die Eitelkeit der Welt* (Öl auf Leinwand, um 1520), eine allegorische Figur, welche durch den Künstler selbst einige Veränderungen in der Ausgestaltung zu einem späteren Zeitpunkt erfahren konnte. Die ursprüngliche Version zeigte einen leeren Spiegel als Vanitas-Symbol; später wurden Schmuck- und Geldstücke hinzugefügt. Die Erweiterung durch die Alte mit Spinnrocken (einem stabförmigen Gerät als Halterung für die noch nicht versponnenen Fasern) sowie einer verloschenen Kerze in einer Hand, somit weitere Vanitas-Symbole, verstärkte den Aspekt der Vergänglichkeit des Diesseits. Das Gemälde befindet sich in den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen in München und ist derzeit nicht ausgestellt.

Die *Allegorie der Eitelkeit* (Öl auf Leinwand, 1637; Pushkin Museum Moskau) von Bernardo Strozzi (*um 1581 in Genua - +1644 in Venedig) erstaunt und verwundert zugleich. Eine junge Frau ist das gängige Bildmotiv der Eitelkeit – hier jedoch sitzt eine vom Leben gezeichnete alte Frau vor einem Spiegel. Dienerinnen scheinen sie mit Federn und Allerlei zu schmücken, die alte Frau lächelt und findet Gefallen an dem, was sie sieht. Auf dem kleinen Tischchen vor ihr liegen einige Objekte, welche als Vanitas-Symbole zu erkennen sind: Perlen, Fächer, Parfumfläschchen.

Symbolischen Charakter besitzen auch die Blumen – im Spiegel zu sehen ist eine rosa Rose. Durch ihr schnelles Verwelken ein besonderes Symbol der Vergänglichkeit, sie steht auch für die schnell verblühende Jugend. Die kleinen weißen Blüten sind Orangenblüten, übliche Brautblumen der damaligen Zeit, daneben die gelbe Dotterblume – eine typische Grabesblume.

Vanitas-Darstellungen in Tirol

Im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck präsentiert sich in der Dauerausstellung „Das prekäre Leben“ ein besonderes Vanitas-Objekt: Der aufsehenerregende **Handtuchhalter** zeigt eine Halbfigur, welche vertikal geteilt in zwei Hälften, das dunkle ausge-



Bernardo Strozzi, Allegorie der Eitelkeit, 1637, Pushkin Museum Moskau.

Foto: culture-images/fai

prägte Gerippe mit Totenschädel zum einen, und die farbige Gestalt einer eleganten jungen Frau zum anderen vereint. Sie trägt reich verzierte Kleidung und eine starke Perlenkette liegt auf ihrem Dekolleté. Ihr Haupt ziert



Vanitas Handtuchhalter, 17. Jahrhundert.

Foto: Tiroler Landesmuseen/Volkskunstmuseum/Plattner



Allegorie von Tod und Vanitas, Ende 17. Jahrhundert.

Foto: Augustinermuseum Rattenberg

eine Krone mit spitzen Zacken und aufwendiger Verzierung, so scheint sie adeliger Abstammung zu sein. Die Verbindung bietet die Halterung zwischen beiden Händen, über welche sich ein rosa besticktes rohweißes Leinenhandtuch legt.

In gewissem Sinne bewegend stellt dieses Objekt aus dem 17. Jahrhundert die Flüchtigkeit des Lebens als auch die Flüchtigkeit der Schönheit dar – *Alles ist vergänglich!*

Als Leihgabe aus dem Servitenkloster Volders zeigt sich im Augustinermuseum Rattenberg ein beeindruckendes Gemälde. Die „**Allegorie von Tod und Vanitas**“, Öl auf Leinwand, Ende des 17. Jahrhunderts entstanden, fesselt die BildbetrachterInnen sogleich: aus einem Gebäude mit Torbogen am rechten Bildrand stürmen bewaffnete Frauen und Männer aller Stände. Nach

ihrer Kleidung zu schließen, vereint der Sturm Bauern, Bürger, Knappen, Adelsleute. Erhobene Arme tragen Waffen sowie eine große gelbe Fahne mit der Aufschrift: *Vanitas*.

Sie alle kämpfen gegen den Tod – ein mit Pfeil und Bogen bewaffnetes Gerippe, in ein schwarzes Tuch gehüllt. Eine Art Kriegsgetümmel beherrscht den vorderen Bildraum, in starker Bewegung und teils am Boden liegend zeigt sich die Menge. Eng an eng scheinen sich alle in Richtung Fama (in Engelsgestalt) und Kronos (in Gestalt eines Schnitters), welche sich vor dem Gerippe befinden, am linken Bildrand zu bewegen. Unter ihren Füßen gut erkennbar präsentiert sich eine Vielzahl an Objekten, welche wiederum als Vanitas-Symbole gelten.

Im Gegensatz zur bunten bewegten allegorischen Darstellung im Vordergrund zeigt sich im Hintergrund des Gemäldes eine in dunklen grau-grünen Tönen gehaltene Landschaftsdarstellung. In der rechten oberen Bildhälfte sind die Natur sowie die Tierwelt noch üppig und reichlich vorhanden, die linke obere Bildhälfte zeigt kahle, abgestorbene Bäume, der Tod mit

Pfeil und Bogen präsentiert sich aktiv kämpfend gegen das Leben. Auch hier wird Leben und Tod, Diesseits und Jenseits intensiv und aufregend dargestellt.

Das Motiv der Vergänglichkeit steht auch im Mittelpunkt eines kleinformatigen Gemäldes, um 1800 entstanden und ursprünglich aus einer Friedhofskapelle in der Nähe von Innsbruck stammend.

Es schildert die Lebensabschnitte von der Geburt bis zum Tod – dargestellt in Form eines **Lebensrades**. Vom Baby über das Kindesalter und die Zeit der Jugend läuft das Rad weiter zum Mann in der Blüte seines Lebens, immer älter wird der Mann und immer gebrechlicher. Die letzte Station endet am Friedhof.

Der Text unterhalb erläutert: *„Bedracht o Mensch, dein Lebenslauf, / So geht es auf und ab. / Das Rad, schwingt dich in die Höch hinauf, / Dann unter biß ins Grab. / Mach dich von Kindheit auf bereit: / Und dencke an den Tod, / Daß du dort in der Ewigkeit, / Kanst ruhen stets bey Gott.“*

Die zentrale Gestalt des Todes dreht an der Kurbel des Lebensrades in 10 Jahres-Schritten. Eine weitere Vanitas-Darstellung ist hier gegeben, auch wenn nicht wie üblich Gott, sondern der Tod die Führung übernimmt. Das irdische Leben ist vergänglich. *Alles ist vergänglich!*

Im 19. Jahrhundert erfolgte ein Wandel in der Auffassung der Vanitas-Thematik. Standen vorher Selbstbewusstsein und Demut im Zentrum, fanden nun Bemühungen statt, diese Demut zu überwinden.

Vanitas und Eitelkeit im Heute?

Die Geschichte zeigt uns, dass Vanitas-Motive eine über die Zeiten bestehende Gemeinsamkeit vorweisen: Der Mensch hat keine Gewalt über das Leben! Alles ist vergänglich! Gottgewolltes Sein, Werden und Vergehen sind nicht negativ behaftet. Wenn der Mensch jedoch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln versucht, das Vergängliche zu spiegeln und festzuhalten, wird es in moralischer Sicht zur Strafe. Versuchen wir also nicht, uns negativ gestimmt gegen die Vergänglichkeit zu wehren. Die Vergänglichkeit zeigt unsere eigene Zerbrechlichkeit und

Verwundbarkeit auf und schafft ein beängstigendes Gefühl. Dieses jedoch kann uns anspornen, unsere Sinne zu schärfen, um die Schönheit des Augenblicks mehr zu schätzen.

„Mirrors should think more before they reflect!“ verlangt die junge Tiroler Künstlerin Hannah Philomena Scheiber von ihrem Spiegelobjekt – vielleicht sollten wir daran im Falle negativer Gedanken über Vanitas und eigener Eitelkeit denken ;-)



Spiegelobjekt von Hannah Philomena Scheiber.
Foto: Simone Gasser

HAT MAN NICHT MEHR VOM LEBEN, WENN MAN FOTOGRAFIEREN KANN?

Erika Groth-Schmachtenberger (1906-1992) in Tannheim

Sylvia Mader



„Mein erstes Edelweiß“ (Blick vom Gimpel auf den Haldensee); Olga Müller,
geb. Ammann (*1913–†1998), 1934 – Abbildung mit freundlicher Genehmigung von Paula Müller.

Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

Tannheim ist ein beliebtes Touristenziel. Auch Erika Groth Schmachtenberger fand dort Erholung. Im Tannheimer Tal fand sie aber auch ihre Motive. Die Familie hatte dort ein „Sommerhäusl“, wie Erika Schmachtenberger es nannte. Helene Bernhard, die frühere Obfrau des Heimatmuseumsvereins Tannheimer Tal, kannte Frau Groth-Schmachtenberger persönlich. „Sie war oft in Tannheim“, erzählt ihre Nachfolgerin Anastasia Wassermann, „vorübergehend besaß sie hier sogar ein kleines Fotogeschäft.“ Das „Fotohaus Erika“ musste aber bald wieder schließen, weil das österreichische Gewerberecht eine Meisterprüfung vorschrieb, die der deutschen Fotografin fehlte. Erika schrieb sich deshalb in der Bayerischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen in München ein. Im Herbst 1932 lernte sie die Leiterin der Pressestelle des Bayerischen Rundfunks kennen, diese animierte sie dazu Pressefotografin zu werden. Erika Schmachtenberger wurde eine engagierte Bildberichterstatteerin. Parallel fotografierte sie aber immer auch Landschaften, Architektur und vor allem Menschen, Charakterköpfe, Bauersleute bei ihrer Arbeit, den Alltag auf dem Lande, Kinder. Stimmungen einzufangen gehörte ebenfalls zu ihrem Repertoire, hat ihr aber leider den Vorwurf eingetragen, sie portraitiere die ländliche Idylle.

Der weitaus überwiegende Teil ihrer Fotos genießt heute wegen seines dokumentarischen Charakters hohe Wertschätzung. Natürlich bedient sich eine hochprofessionelle Fotografin verschiedener Stilmittel. Erika Schmachtenberger „spielt“ mit dem Licht, wohl wissend, dass der Lichteinfall bzw. der gerade für ihre Fotos charakteristische Licht-Schatten-Kontrast den Charakter eines Bildes stark mitbestimmt. Das Bild der knienden Wäscherin ist beides: Dokumentationsfoto und Fotokunst. Wenn Bildschärfe und Unschärfe eine so treffende Symbiose eingehen wie hier, dann ist die Grenze der Dokumentarfotografie überschritten. Auch der Kontrast von waagrecht (Steg, Hell-Dunkel-Streifen im Hintergrund) und diagonalen Konstruktionslinien (Zaun) lässt Schmachtenbergers künstlerisches Auge hinter der Kamera erkennen. Selbst eine Städterin aus dem Bildungsbürgertum liebte sie das ländliche Ambiente, die Tiere, die Menschen, das Brauchtum und interessierte sich für die bäuerliche Arbeit – zumindest soweit sie ein Fotomotiv bot.



Maria Storf (*1850 †1955) aus Tannheim im Alter von 90 Jahren. Sie wurde 105 Jahre alt. Aufnahme von 1940.

Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

Zum dreißigsten Todestag

Heuer jährt sich der Todestag der erfolgreichen Pressefotografin aus Deutschland zum dreißigsten Mal. Das Heimatmuseum in Tannheim verdankt Erika Groth-Schmachtenberger einen beträchtlichen Bestand an Fotografien, die Motive aus dem Tannheimer Tal zeigen. Vor Jahren haben die Tannheimer die Negative und die entsprechenden Fotoabzüge teils erworben und teils geschenkt bekommen. Dass sie aber 2022 den Weg vom „Privatarchiv“ ins Museum fanden, bedurfte es der Nachhilfe der beiden Museumsfrauen. Gegenwärtig werden sie in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Bildungsforum digitalisiert. Der Vorteil dieser Initiative ist im Wesentlichen, dass die Fotos künftig digital in verschiedenen Auflösungen zur Verfügung stehen werden, die Originale so geschützt bleiben, und dass man die Motive rasch mittels Suchwörtern findet – soweit der zeitgemäße Plan von Stasi Wassermann. Die Deutschen sind ihr allerdings um eine Nasenlänge vo-

raus. An den Universitäten Augsburg und Marburg existieren bereits online-Bilddatenbanken mit Fotografien, die bei Bildarchiv Marburg (<https://www.uni-marburg.de/de/fotomarburg>) bestellt werden können. Die in den letzten Jahren intensivierte, digitale Aufbereitung von Sammlungsmaterial bedeutet für die Forschung eine beträchtliche Erleichterung. Im Museum Tannheim geht frau mit der Zeit.

Durch ein Forschungsprojekt gewürdigt

Auch Erika Groth-Schmachtenberger betätigte sie sich im Ruhestand als Museumsfreiwillige im Freilichtmuseum Glentleiten in Bayern. Ihre großzügige Schenkung an das Museum und ihr engagierter Einsatz machten sie posthum zum Forschungsgegenstand. Verantwortlich dafür zeichneten das Referat für Kulturarbeit und Heimatpflege des Bezirks Unterfranken und das Freilichtmuseum Glentleiten des Bezirks Oberbayern. Schmachtenbergers Lebenswerk als Fotografin wird in Deutschland gewürdigt, aber auch kritisch gesehen.



Helene Bernhard in Tracht, 1950.

Foto: Museumsverein Tannheimer Tal



Wäsche schwemmen in der Vils, 1930er Jahre.

Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

Und wie ist das bei uns in Tirol? Mein erster Kontakt mit den Schmachtenberger-Fotografien im Felixé Minas Haus in Tannheim war geprägt von Dankbarkeit. Die Gemeinde Tannheim, die das Kulturzentrum mit dem historischen Wohnhaus (Museum) betreibt, ließ ausgewählte Fotografien von Schmachtenberger groß aufkaschieren und stellte sie im Neubau aus. Ebendort hatte ich als Kuratorin des damals neuen Museums Felixé Minas Haus einzelne landwirtschaftliche Geräte aus dem historischen Bauernhof von Felix und Mina präsentiert. Idealerweise konnte es sich nicht fügen. Dank der Schmachtenberger-Fotos konnte das Publikum die Exponate auf Großbild in Verwendung sehen.

Erst viel später beschäftigten mich die kunsthistorischen Fragen zu Schmachtenbergers Fotografien. Wie geht sie mit dem Licht um? Welchen Bildausschnitt wählt sie? Was will sie uns mit dem Bild sagen? Wer ist sie überhaupt?

Erika Schmachtenberger wurde am 30. März 1906 in Freising geboren. Zwischen 1932 und 1982 war sie als Bildberichterstatte für diverse Zeitschriften in ganz Europa tätig. 1948 heiratete sie Dipl.-Ing. Hans Groth. Als selbständige Fotografin dokumentierte sie nach dem Zweiten Weltkrieg die Zerstörung und den Wiederaufbau deutscher Städte. Zwischen 1940 und 1969 hielt sie sich wiederholt in Südtirol auf. Die dort entstandenen Bilder vermachte sie dem Landesmuseum für Volkskunde in Dietenheim (Bruneck). Nach einem erfüllten Leben starb sie am 13. März 1992 in einem Wohnheim in Würzburg. Ihr Nachlass

ist auf namhafte Archive und Institutionen verteilt, darunter die Universitätsbibliothek Augsburg, das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg, das Bayerische Nationalmuseum in München, das Institut für deutsche und vergleichende Völkerkunde der Universität München und die bereits genannten Museen in Tannheim und Bruneck, das Freilichtmuseum Glentleiten in Bayern sowie das Privatarchiv von Dr. Enz Alois in Südtirol.

Bei der Arbeit

Die Bilder aus den Aufenthalten in Tannheim zeigen die Lebenswirklichkeit einer vergangenen Zeit. Es ist die Zeit als Erika jung war (siehe unten). War man im Tannheimer Tal so rückständig, dass die Arbeitsweisen der Vorkriegszeit überdauerten? Ja und nein. Einerseits knüpfte die Landwirtschaft überall in Europa an das technische Vorkriegsniveau an, weil nach all den kriegsbedingten Zerstörungen nichts anderes als die alten Gerätschaften zur Verfügung stand. Andererseits hat sich die Bevölkerung des Tannheimer Tales immer an die aktuellen Gegebenheiten angepasst. Als die ersten Textilindustrien in Imst (Mitte 18. Jh.) und in Telfs (Ende 19. Jh.) ihren Betrieb aufnahmen, wurde die Leinenproduktion am eigenen Hof obsolet. Das flachsblaue Tannheimer Tal wurde



Heuarbeit über dem Vilsalpsee, 1930er Jahre

Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

wiesengrün. Auch auf die Architektur wirkte sich die Veränderung aus. War der Anblick flachsbrechender Frauen und Männer in der Zwischenkriegszeit bereits eine Rarität? – Ja.

Ein anderes Sujet der Fotografin sind die Menschenbilder. Groß ins Bild geholt werden Frauen und Männer zum Symbol für das beschauliche Leben in den Tiroler Bergen und den Stolz des Bauernstandes. Zu einer vermutlich konservativ nationalistischen Grundhaltung gesellte sich der romantisierende Blick der jungen Fotografin. Im Vergleich zu ihren Zeitgenoss*innen zeigt sich Erika Schmachtenberger jedoch moderater; sie ist mit der ländlichen Welt inniger verbunden. Denn schon als Mädchen erlebte sie die Sommer im Tannheimer Tal als schöne, spannende Abwechslung zum Alltag daheim, in den verschiedenen deutschen Städten.

Der Bauer als Symbol

Beide Museen, Tannheim und Glentleiten besitzen ein Foto von einem Tiroler Bauern mit Sense. Das Foto des Heimatmuseums Tannheim zeigt einen jungen Mann mit gestähltem, weitgehend entblößtem Oberkörper in der Bergwelt von Tannheim, jenes im Freilichtmuseum Glentleiten zeigt einen Pfeife-rauchenden, alten Mann am Vilsalpsee. Er ist als Halbfigur bzw. Kniestück im Dreiviertelprofil dargestellt. Vertieft ins Dengeln der Sense schenkt der ernste, selbstbewusste Mann seinem Gegenüber, dem Bildbetrachter jedoch keinerlei Aufmerksamkeit. – Bauernstolz vor dem Hintergrund einer schroffen, markanten Bergwelt. Landschaft und Mensch scheinen zu einer kompakten Aussage synthetisiert zu sein. Den Vilsalpsee selbst kann man nur erahnen. Erika Schmachtenberger hat das Foto des alten Mannes im

Jahr des Anschlusses an Nazi-Deutschland (1938) aufgenommen. Christine Dippold schreibt, dass solche Fotografien die propagierte Überhöhung des Bauern im Sinne der Blut- und Bodenideologie transportieren. In der nationalsozialistischen Ideologie stellte der Bauer als Garant der Lebensmittelversorgung eine wichtige Stütze des deutschen Volkes dar. Die Sense galt als Symbol der Ernte und der Landwirtschaft. Im Nationalsozialismus spielte das Erntedankfest als identitätsstiftende Brauchtumsveranstaltung eine wichtige Rolle.

Wenn man im Tal lebt, verschiebt sich die Perspektive etwas. Man weiß, im Juni werden Frauen und Männer, Mädchen und Burschen die beschwerliche Mahd der Bergwiesen auf sich nehmen wie damals. Die anstrengende Tätigkeit beansprucht den Körper so sehr, dass alle stressbedingten Spannungen in den Hintergrund rücken, gleichsam „verschwinden“. Das ist die eine Welt. Die andere erlebt der junge Bauer, wenn er seinem Beruf als Mechaniker, als Maurer, als Statiker, Chemiker oder Touristiker nachgeht. Dasselbe gilt für die Frauen. Die Bäuerinnen und die Bauern tragen Schildkappen und Jeans, aber das Mähen geschieht in den steilen Bergregionen immer noch in traditioneller Manier. Nur in flachen Gegenden konnten sich ab den 1960er Jahren Mähdrescher durchsetzen. Der etwa eine Gehstunde von Tannheim entfernte, 1165 m hoch gelegene Vilsalpsee ist heute von einem Naturschutzgebiet umgeben. In letzter Zeit geriet der Bergsee häufig in die Schlagzeilen, zwischen 2008 und 2013 ereigneten sich mehrere Felsstürze. Jetzt wird das Gasthaus von 1928 abgerissen und ein neues gebaut.

Die Fotografien vermitteln eine gewisse Zeitlosigkeit. Ohne Zweifel war Eri-



Junger Bauer mit Sense.

Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

ka Schmachtenberger ein Kind ihrer Zeit. Wenn wir uns vor Augen halten, welche „Meinungsdiktatur“ die heutigen freien Demokratien beherrscht, so kann man sich leicht vorstellen, dass gerade damals eine weitgehend einheitliche Gesinnung und ein eher einheitlicher Geschmack dominierten. Eine Fotografin war in ihrer Berufsausübung gewiss eher genötigt, sich am Publikumsgeschmack zu orientieren als eine bildende Künstlerin, eine Pressefotografin musste eher öffentlichen Erwartungen entsprechen als eine künstlerische Fotografin.

Und es ist gerade die Darstellung des Landlebens, die immer wieder ins Kreuzfeuer der Kritik gelangt. Der Dokumentation des Brauchtums scheint ja per se schon eine Aura des Völkischen anzuhaften. Seit der Industrialisierung haben sich die Städter*innen vom „natürlichen“ Landleben immer weiter entfernt. Die Sehnsucht nach der Natur hat die Städter auf's Land gebracht und den Landbewohnern damit eine beträchtliche Einnahmequelle verschafft. Die gesamte Welle der Sommerfrischler des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts wäre ausgeblieben, hätten nicht das gesellschaftliche Klima und die kollektiven Sehnsüchte die Leute aufs Land und ans Meer gelockt. Heute punkten die Fotografien von Erika Groth-Schmachtenberger primär wegen ihres dokumen-



Johann Schmid (*1891–†1973) vom Felixè Minas Haus mit Kuh Liesl, 1937. Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

tarischen Charakters, dennoch wäre es zu kurz gegriffen, sie nur als Illustrationen zu betrachten. Schmachtenbergers künstlerisches Niveau, ihre ausgefeilten stilistischen Gestaltungsmittel verdienen Anerkennung – ungeachtet des ideologischen Gehaltes.

In ihren Fotografien erleben wir Erika Groth-Schmachtenberger als späte Zeugin einer verblasenden Zeit, die sie gerade noch miterleben durfte.

Erinnerungen an Tannheim

Ihre Erinnerungen an Tirol hat Schmachtenberger in einem Buch mit dem Titel „Meine liebsten Fotos“ festgehalten. Im Kapitel „Mein erstes Edelweiß“ beschreibt sie eine Wanderung mit ihrem Vater von Tannheim über den Vilsalpsee auf den Schochen (2000 m) im Jahr 1923: „Dort konnten wir aber im Gasthaus [in Tannheim] nicht übernachten, weil wegen der Inflation das Geld innerhalb eines Tages nichts mehr wert war.“ . Auch über ihre Ferien in Tannheim 1930 und ihre „Erstbegehung für Damen“ des Gimpels (2200 m) berichtet sie, ebenso wie von

ihrem Nachbarn Johann Schmid vom Felixè Minas Haus mit seiner Kuh Namens Liesl.

Wenn man, wie die heute über 70-jährige Obfrau Stasi Wassermann die letzten Besitzer des Felixè Minas Hauses, Johann Schmid und seine Schwester Mina noch gekannt hat, rezipiert man das Buch von Erika Groth-Schmachtenberger anders als die unvoreingenommenen Leser*innen. Auch die Fotos besitzen dann mehr Strahlkraft. Für Menschen aus der Region sind Buch und Fotos gefühlsbehaftet. Gut, dass die kunsthistorische Einordnung des umfangreichen Werkes dieser Tirol-affinen Fotografin von unabhängigen Kulturwissenschaftlerinnen vorgenommen wird.

Herzlicher Dank gilt Frau Anastasia Wassermann für wertvolle regionale Informationen.



Siegfried Weirather (*1870–†1942), der Vater von Schmachtenbergers Freundin, an der Flachsbrechel, 1930er Jahre. Foto: Museumsverein Tannheimer Tal

GEDANKEN ZU GRÜSS GÖTTIN, NATUR, FREIHEIT, FRIEDE UND TIROL

Projekte im öffentlichen Raum seit 2009

Ursula Beiler



AURA im Innsbrucker Dom bei der langen Nacht der Kirchen 2015

Foto: Wolfgang Unger

In allen herrschenden Religionen wurde das Weiblich Göttliche verdrängt. Heute können wir diese Verdrängung dank der feministischen Forschung und den sensationellen neuen Ausgrabungen nachvollziehen. Die Mutter Erde, die Patcha Mama, die Natur galt immer schon als weiblich und heilig, was heute noch bei Naturvölkern der Fall ist. Die Ausbeutung und Zerstörung der Natur steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Ausbreitung des Patriarchats und deren Religionen, welche im Grunde genommen nur mehr wenig mit Spiritualität und Religio (heißt Rückbindung: woher komme ich und wohin gehe ich) zu tun hat sondern politische Theologien sind, womit die Menschen und vor allem Frauen und Natur beherrschbar gemacht wurden. Aus Allgemeingut wurde Privatbesitz. Der, der am meisten Frauen und Land besitzt ist der Herr und Eigentümer. Begonnen hat dieser Prozess bei den Hirtenkulturen im Nahen Osten vor ca. 4000 Jahren und es ist kein Ende in Sicht, wenn wir nicht radikal umdenken lernen. Seit damals ist unsere Geschichte nur mehr HISTORY (Männergeschichte) und erzählt fast ausnahmslos nur von Eroberungen und Kriegen. Als ob dieser Frevel allen Lebewesen und der Natur gegenüber das normalste der Welt wäre. Mit Kunstaktionen im öffentlichen Raum will ich auf diese Missstände und Einseitigkeiten in unserer Kultur aufmerksam machen.

**PROJEKTE im ÖFFENTLICHEN RAUM
in TIROL:**

**AURA „JEDER MENSCH IST EIN LICHT
DER WELT“**

Die Aura-Lichtinstallation sagt aus, dass jeder Mensch und jedes Lebewesen ausstrahlt und wirkt. Alles Lebendige hat ein morphologisches Feld, ist Teil dieser Welt und steht mit ihr im Austausch von Geben und Nehmen, Energie aufnehmen und ausstrahlen, ausatmen und einatmen und macht unsere Welt mit der persönlichen, individuellen Eigenart bunt und einzigartig.

Das bedeutet, dass nicht nur Heilige einen Schein tragen, sondern dass alle Lebewesen eine Aura haben und damit mit dem Ganzen in Verbindung sind. Das Leben „An Sich“ ist heilig, wenn es heil und ganz ist. Intensität und Farbe des Scheines kann sowohl Stimmung und Wohlbefinden ausdrücken, ebenso auch das Ruhen in der goldenen Mitte wie es sich im Sinnbild des Heiligen-



„GRÜSS GÖTTIN“ Autobahnprojekt 2009

Foto: Ursula Beiler

schein in allen Weltreligionen zeigt. Heil sein bedeutet ganz sein!

Wenn wir diese Aussage weiterspinnen, dann kommen wir auf die Natur zu sprechen: wenn das Leben heilig ist, dann ist die Natur heilig denn sie ist das Lebendige, das alles stets neu hervorbringt. Somit ist jedes Lebewesen - Pflanze, Tier und Mensch - ein Licht der Welt und hat Aura. Das Buch der Natur macht Sinn. Nicht nur naturwissenschaftlich sondern auch spirituell. Zu Erkennen, dass in der Natur alles in Verbindung steht, zusammengehört und ausstrahlt ist uns weitgehend abhandengekommen. Trotzdem spüren wir es und wissen wie wichtig die Natur für unser Heil ist. Auch die Verbindung zu unseren Ahn*innen ist in diesem Sinn absolut notwendig.

„GRÜSS GÖTTIN“ Autobahnprojekt 2009

Die Projekteinreichung beim Land Tirol war 2008. Realisiert wurde das Begrüßungsschild am Eingang von Tirol in

Kufstein Nord auf der A12 2009. Im Jänner 2016 nach Ablauf der Genehmigung wurde es abgebaut.

Der Schriftzug soll Diskussionen über das Tiroler Selbstverständnis auslösen. Wie weiblich ist das „Heilige Land Tirol“? Viele Orte, Geschichten und Darstellungen erinnern an die Göttin-Natur unseres Landes. Als Künstlerin unterstütze ich diese weibliche Interpretation der Tiroler Identität. Der Gruß irritiert und löst zugleich Freude aus. Als Frau fühle ich mich angesprochen. Wir können auch die Göttin in jedem Mann begrüßen.

Die plakative Form des Grußes regt die Diskussion im Alltag an und schafft Raum und Aufmerksamkeit für gesellschaftliche und ökologische Themen, welche die ganzheitliche Anschauung stärken. Religion ist neben der Krise und den Naturkatastrophen „das Thema“ des letzten Jahrzehnts in den Medien. Trotzdem ist die Göttin die Leerstelle im kulturellen, politischen, wissenschaftlichen und religiösen Kontext, sie ist „kein Thema“ und nicht (kaum) der Rede wert. Sie ist „das Tabu“ über das im Patriarchat nicht gesprochen werden darf. Aber gerade sie könnte das herrschende, zerstörerische Ungleichgewicht auf unserer Erde, unter dem wir alle leiden, heilen und auflösen. Die Aufforderung „macht euch die Erde untertan“ wurde bis heute nicht revidiert. Der globale



„INNANNA“ stadt_potenziale 2015

Foto: Ursula Beiler

Kapitalismus und Neoliberalismus als herrschendes Weltsystem beruht auf solchen religiösen Grundsätzen. Ein diesbezüglicher Paradigmenwechsel der die Natur und mit ihr das Weibliche rehabilitiert ist dringend notwendig. Das Kunstprojekt zeigt auf, dass die Sprache auch unsere Sichtweise auf die Welt prägt und die Gesellschaft widerspiegelt.

Das IN des Wortes Göttin und die Ö-Striche wurden von Vandalen immer wieder mutwillig übersprüht; in den sechseinhalb Jahren auf der Autobahn über 60 mal.

Das ursprüngliche Schild übersiedelte 2019 an den Kreisverkehr Innsbruck Mitte. Nach wie vor ist es Zielscheibe von Vandal*innen aber auch willkommene Aufforderung für kreative Interventionen rühriger Menschen im Land. Sie zerstören den ursprünglichen Schriftzug nicht mehr durch Übermalung, sondern überkleben die Buchstaben bloß. Zu lesen war kürzlich NICHT GEIMPFT, am folgenden Tag GEIMPFT. Die Tafel wird auch für andere politische Äußerungen genützt, zum Beispiel um gegen die Abschiebung von Kindern zu protestieren. Viele Umgestaltungen lassen nun aber die Göttin stehen: KÜSS GÖTTIN oder zum Goethe-Jahr GRÜSS GÖTHIN oder GRÜSS HÖTTING, dabei wurden nur 2 Buchstaben aufgeklebt.

„INNANNA“ stadt_potenziale 2015

Mit diesem Projekt weise ich auf eine alte Deutung des Inn-Namens hin, um diesen neu zu beleben. Bekanntlich gab der Inn der Tiroler Landeshauptstadt ihren Namen: Die Innbruggen, die erste Brücke über



WEIBLICHES GIPFELKREUZ 2018

Foto: Ursula Beiler

den Inn fand auch ihren visuellen Niederschlag im Innsbrucker Stadtwappen.

Der Schriftzug „INNANNA“ evoziert landschaftsmythologische Bilder, zumal als große Flussahnin oder Drachenschlange formte Innanna über Jahrtausende das Inntal. Über die Brücke konnte diese Wasserschlange erstmals unbehindert überquert werden. Dies war wegweisend für die Entwicklung Innsbrucks zur Landeshauptstadt. Viele alte Flur- und Flussnamen in den Alpen und in Europa erINNern uns durch ihren Namen an die ursprünglich weibliche, lebensspendende Energie des Wassers

INNANNA war vermutlich der alte weibliche Name des Innflusses. Dies bezeugen auch im Tiroler Oberland die beiden anderen Annaflüsse ROSANNA (Stanzertal) und TRISANNA (Paznauntal), welche bei Landeck mit der INNANNA aus dem Engadin kommend, zusammenfließen. Später wurden wie so vielerorts die alten weiblichen Flussnamen vermännlicht. Die Innanna wurde nach Ablauf der Genehmigung in Innsbruck 2019 in Schwaz auf der Innbrücke aufgestellt, wo sie heute noch steht.

WEIBLICHES GIPFELKREUZ 2018

Das erste „Gipfelkreuz Female“ in den Alpen wurde am Hochzeiger im Pitztal in Tirol 2018 montiert. Ein weiteres großes Metallkreuz folgte 2019 am Schönjoch im Fisser Schigebiet und in Südtirol auf der Flaggerschartenhütte im Sarntal.

„Der richtige Draht zum Himmel auf Erden ist das Lebenskreuz.“

In der Vergangenheit wurden in den Alpen tausende Gipfelkreuze aufgestellt. Dabei ging es in erster Linie um Erober-

rung und Besetzung der unberührten Gipfelnatur. Das weibliche Gipfelkreuz verweist auf aktuelle Fragestellungen und Themen der heutigen Zeit, wo ein Paradigmenwechsel einer einseitig dominant männlichen Kultur und Weltanschauung ansteht. Dieses Zeichen symbolisiert das Leben und will zur Diskussion anregen. Seit alters her wird es als Lebensschlüssel oder Lebenskreuz beschrieben.

DRACHE 2019

Der Bergdrache taucht aus der Erdgeschichte aus der Vergangenheit auf und zeigt sich in vielen Bergspitzenketten. Vom Berg von oben aus gesehen ist ein Drache hinter dem anderen und auch auf der Landkarte sehen die Alpen aus wie ein Drache oder eine Eidechse.

Vorchristlich war die Ambeth, eine der 3 Bethen die Erde, dann im Christentum bekannt als Margaretha mit dem Wurm mit ihrem Symboltier, dem Drachen!

Sie ist eine der Hl. 3 Madln, die kosmische Dreieheit!

Spruch: „Margaretha mit dem Wurm (Erde), Barbara mit dem Turm (Sonne) und Catharina mit dem Radl (Mond), das sind die Heiligen drei Madln!“

Es gibt Darstellungen, wo sie den Drachen an der Leine wie einen Hund führt oder auch wie sie den Drachen am Arm hält wie ein Baby, oder ihn mit einem langen Stecken akupunktiert bzw. aktiviert.

Drachen sind auf der ganzen Welt bis heute sehr verehrt worden. Nur in den biblischen Buchreligionen Judentum, Christentum, Islam wurde der Drache und damit die Natur abgewertet als das Böse. Der Hintergedanke hängt



Fiss im Tiroler Oberland, Schönjoch Bergstation auf 2400m Seehöhe, Kunst am Berg
Foto: Ursula Beiler

mit der damals beginnenden Ausbeutung der Natur zusammen: Macht euch die Erde untertan.

Wir können dem entgentreten indem wir als DRACHENREITERINNEN und Nachfolgerinnen der Margaretha uns gegen die Ausbeutung stellen und den Drachentöttern die Stirn bieten.

WEIBERFASNACHT seit 2013: DIE 3 BETHENGRUPPE mit der HOLLA

Die erste traditionelle Weiberfasnacht in Tirol gibt es seit 2013 in Imst. Hier wird alter vorchristlich weiblicher Kult wieder lebendig und in die Öffentlichkeit getragen und zelebriert.

Die 3 Bethen verkörpern die kosmische Dreifaltigkeit Ambeth die Erde, Borbeth die Sonne und Wilbeth der Mond. Das Wort Bethen findet sich heute noch in beten und bitten, ebenso in Wörtern wie Bethlehem, Bettelwurf, Bettel- oder Bethensteige deuten auf diesen Ursprung hin. Da sich die TirolerInnen ihre dreifaltige Göttin nicht nehmen ließen wurden sie als die Hl. 3 Madln Catharina, Margareta und Barbara (C M B) christianisiert. Diese Überlieferung ging dem Dreikönigskult voraus.

Die Holla war die alteuropäische Weisse Göttin Mitteleuropas, vergleichbar mit der mediterranen Isis oder Venus . Holla bedeutet hell, strahlend, glänzend. Der inzwischen weltweite Gruß HALLO ist identisch mit HOLLA, und meint Sie die Holla, also ist das der selbe Gruß wie GRÜSS GÖTTIN; ebenso das spanische OLLA. Auch das Jodeln HOLARI HOLARO kommt von der Holla, ebenso das Halleluia ist wortverwandt. Sie wurde als Frau Holle wie viele andere lokale Göttinnen verniedlicht oder abgeschafft. Mit ihrem Brunnen verkörperte sie die Natur aus der alles hervorkommt, zurückgeht und wiederkehrt: Leben, Tod und Wiedergeburt! In Mitteleuropa gibt es viele Flur und Städtenamen die auf ihre damalige, große Verehrung als vorchristliche, alteuropäische Göttin hinweisen. Zum Beispiel Hall in Tirol, Hallstatt, Holabrunn, Halle an der Saale. Im Norden wurde sie als Freya verehrt. Von ihrem Namen stammen Wörter wie Freitag und Freiheit. In den Alpen wurde sie Percht genannt. Nur ihre dunkle Seite als Tödin wurde in Tirol bei den Perchtenumzügen weitertradiert, obwohl ihr Name strahlend , hell, glänzend, eben die schneeweiße Berggöttin meint. Berchtesgaden ist eine wunderschöne Alpenregion und bedeutet „der Garten der Percht“.



WEIBERFASNACHT seit 2013: DIE 3 BETHENGRUPPE mit der HOLLA
Foto: Ursula Beiler

FREYA FOR FUTURE

Kunst ist politisch! Gemeinsam sind wir stark. Solidarität mit Frauen, dann haben wir eine Stimme. Das Frauenwahlrecht wurde erst vor hundert Jahren hart erkämpft. Es läuft alles über die Politik, wer hat das Sagen. Wir haben viel erreicht und müssen darauf achten, dass uns die Freiheit und Demokratie nicht genommen wird. Wir sollten immer auf der Hut sein und unsere Rechte stets verteidigen.

Philosophie und Religion sind politisch. Frauen haben das Recht auf eine frauen-gemäße Weltdeutung. Wir können eine Weltanschauung machen, die uns entspricht, und dann werden wir schon zusammenfinden! Ein Paradigmenwechsel ins neue Jahrtausend ist schon seit den 60er Jahren im Gange. Die 68er Jahre waren nach meiner Erfahrung eine Frauenrevolution. Die Frauenbewegung begann. Sexuell, politisch und religiös. Herstory ist angesagt. Tabus und Autorität wurden abgebaut. Die Männer konnten jetzt auch ihre Anima sichtbar ausleben. Alles wurde bunt, vielfältig und lässig., diese Freiheit müssen wir verteidigen.

Kunst im öffentlichen Raum hat großes Potential. Sie ist ein Schatz der ohne viel Worte nur beim Hinschauen sichtbar macht und Diskussionen auslöst. Das ist gut so, aber auch anstrengend. Es braucht viel Mut und Ausdauer den Anfeindungen standzuhalten und weiterzumachen, auf dem Weg bleiben und sich behaupten. Wenn du einmal angetreten bist zu kämpfen dann bleibt dir das und du musst dir bewusst sein, dass - nur die die den Ball hat wird angegriffen! Auch öfters ins Fettnäpfchen treten gehört dazu. Erfolg haben ist kein Spaß. Es ist harte Arbeit. Anfeindungen, Neid und Isolation sind immer wieder da, es ist ein auf und ab eben wie das Leben so ist. Wir kennen das Alle.

PORTRÄT: MARIA MA

Kompositionen aus Rhythmus, Begegnungen und Klang

Julia Costa



Maria Ma

Foto: Othmar Kopp

Die in Tirol und Wien lebende Komponistin und Musikerin ist für ihre unverkennbare Hackbrettmusik bekannt. Maria Ma arbeitet(e) unter anderem mit Musiker*innen wie Ina Regen, Christian Kolonovits, Gert Steinbäcker, Schiffkowitz und Ulli Bär, den Autoren Felix Mitterer und Thomas Arzt, den Schauspielern*innen Julia Gschnitzer, Ludwig Dornauer und Ben Becker, komponiert Musik zu Hörspielen, Hörbüchern sowie Bühnenmusik und veröffentlichte mehrere Alben mit ihren Hackbrettkompositionen. Jüngstes Projekt: Lieder von Georg Danzer interpretiert vom *Maria Ma Terzett ft. Ulli Bär*. Die Liedermacherin und Schriftstellerin Julia Costa hat Maria Ma zu einem Gespräch getroffen und erzählt vom Leben der 1975 als Maria Zeisler geborenen Musikerin:

Die schönsten Gerüche und die große Welt der Musik

Sehr prägend war für Maria Ma ihre allererste Kinderzeit. Ihre Familie lebte auf dem Bauernhof der Großeltern. Da war eine unfassbare Geborgenheit, in dieser großen Familie, mit den Tieren und dem Stall. Jeden Tag sind Leute gekommen, um Milch zu holen. Das Schöne ist, dass sie sich an alle Gerüche erinnert, dass es diese Gerüche nach wie vor gibt. Sie liebt den Geruch von einem Kuhstall, von Heu, von einer frisch



Cover Rückseite der CD „ES WOA SCHEE“ vom Maria Ma Terzett ft. Ulli Bär.

Foto: Clemens Nowak

gemähten Wiese, von einem Kartoffelacker, von Erde. Von einem Apfelkompott, das auf dem Herd kocht. Von einem Holzfeuer. In der Küche gab es einen Holzherd, da schürte die Oma jeden Tag das Feuer.

Wenn sie so etwas riecht, sind da viele positive Gefühle gespeichert, die dann oft in der Musik verarbeitet werden. Es ist nicht so, dass sie sagt: *Ich setze mich jetzt hin und komponiere für dieses Gefühl*. Es passiert fast gleichzeitig, dass sie im Spielen in der Vergangenheit ist. Sehr viele Kompositionen entstehen in Gedanken an Menschen. Sie beginnt zu improvisieren. Auf einmal ist ein Mensch da, oft auch Menschen, die schon gestorben sind.

Die Bildhauerwerkstatt ihres Vaters war auch wichtig. Dort war und ist eine ganz friedliche, feine Atmosphäre. Er arbeitet als Holzbildhauer, nur mit Zirbenholz, man kann sich vorstellen, wie es in dieser Werkstatt riecht. Er hört bei seiner Arbeit fast ausschließlich Ö1 und das hat sie auch geprägt. Ein Gefühl für die große Welt der Musik, die man bei diesem Radiosender mitbekommt.

Der zündende Funke und ein Kyrie

Das Hackbrett begleitet sie seit ihrem fünften Lebensjahr. Im Freundeskreis ihrer Eltern gibt es eine Familie, die Volksmusik gemacht hat. Eine Tochter spielte Hackbrett. Das war der zündende Funke, Maria wollte das auch unbedingt. Ihr Vater hat zu seinem Freund gesagt: *Maria will ein Hackbrett zu Weihnachten*. Die Antwort: *Du, dann kauf ihr aber ein gescheites Instrument*. *Wenn sie nicht weitermacht, kannst du es ja verkaufen*. Also ist in Bayern bei einem hervorragenden Instrumentenbauer ein Hackbrett für sie gebaut

worden. Das bekam sie mit fünf zu Weihnachten geschenkt und es ist das Instrument, auf dem sie noch immer spielt.

Ihre mittlere Schwester hat auch Hackbrett gespielt und ist später Geigerin geworden. Die jüngste Schwester begann Gitarre zu lernen und in dieser Besetzung, zu dritt, haben sie sehr viele Jahre lang zusammengespield. Im Alter von zehn Jahren ist zu Marias Hackbrettspiel noch Klavierunterricht dazu gekommen.

Improvisieren auf einem Instrument gab es damals nicht im Unterricht, man hat Stücke und Noten gelernt. Für Maria war das Improvisieren ein Bedürfnis, aber sie hatte nicht wirklich einen Zugang. Ihren heutigen Partner, Gottfried Jaufenthaler, kannte sie schon mit fünfzehn. Er ist Klavierlehrer und war Organist in Axams, in der Gemeinde, in der sie aufgewachsen ist. Es faszinierte Maria, dass Gottfried bei den Ein- und Auszügen der Messen improvisierte und unfassbare Musik aus der Orgel holte. Sie sprach mit ihm, da sagte er: *Probier einmal, etwas zu komponieren. Schreib ein Kyrie.* Maria nahm ein Notenheft, wie es Kinder verwenden, mit diesen kleinen Notenzeilen und komponierte ein Kyrie für einen vierstimmigen gemischten Chor. Das spielte sie Gottfried vor und er meinte: *Das hast du irgendwo abgeschrieben.* Sie: *Nein, das habe ich komponiert!* Und er: *Das ist so schön!* Sie freute sich riesig. So kam sie darauf, dass für sie das Wunderbarste an der Musik überhaupt das Komponieren ist.

Mit zwanzig freute sie das Volksmusikspielen nicht mehr wirklich. Nicht, weil sie etwas gegen Volksmusik hat, sondern weil sie das Gefühl hatte, es war schön, das zu machen, aber alles hat seine Zeit und diese Zeit war vorbei.

Sie spielte dann zwanzig Jahre lang überhaupt nicht mehr Hackbrett.

Eine offene Tür und ein musikalischer Rahmen

Gottfried und Maria haben später gemeinsam ein musikpädagogisches Projekt entwickelt, einen Musikbaukasten, da können Kinder mit Holzbausteinen lernen auf spielerische und kreative Weise Musik zu visualisieren. Sie wollten immer einen niederschweligen Zugang zum schnellen, aktiven Musizieren gestalten. Die Eltern ihrer Schüler von der Musikwerkstatt haben oft gesagt: *Schade, dass es so etwas für Erwachsene nicht gibt.*

Bei zwei längeren Aufenthalten in Brasilien fiel ihnen auf, dass es dort wenige Ausbildungsstätten für Musik gibt, aber viele Leute, die musizieren. Völlig unbeschwert und ohne zu glauben, dass sie es nicht können. Da wird einfach getanzt und getrommelt, geklatscht und gesungen. Hier gibt es viele Leute, die Angst haben vor dem Musizieren, weil sie glauben, sie können das nicht. Aufgrund dieser Erfahrung entwickelte sich eines ihrer allerwichtigsten Projekte: die Free Beat Company.

Maria weiß oft nicht, wie sie außenstehenden Menschen erklären soll, was für ein Ort das ist. Was die Free Beat heute ist, kann man sich nicht von einem Tag auf den anderen ausdenken. Das kann nur langsam entstehen. Es ist ein Ort ohne Eintritt und ohne Anmeldung. Man kann sich musikalisch selbständig kreativ betätigen, in Räumen, in denen eine vorbe-



Maria Ma auf Tournee mit Gert Steinbäcker

Foto: Dietmar Lipkovitch

reitete Umgebung ist, mit Instrumenten, die jede*r benutzen kann. Gleichzeitig findet jeden Tag eine Art Ritual statt, das musikalische Angebot des Trommelns, mit einer schnellen Hinführung zu einer gemeinsamen Improvisation. Der Grundgedanke war, die Möglichkeit zu geben, miteinander zu spielen, ohne es zuvor lernen zu müssen. Sofort gemeinsam ein musikalisches Erlebnis zu haben. Es sollte jedoch kein chaotisches Durcheinander, sondern ein Rahmen sein, in dem die Menschen sich aufgehoben fühlen.

Für viele Menschen ist die Free Beat auch einfach ein Ort der Begegnung, wo immer ein Essen auf dem Tisch steht. Sie wissen, wenn sie dorthin gehen, sind sie nicht allein, da ist die Türe immer offen.

Begonnen hat es 2004 mit Trommelabenden in Marias Unterrichtszimmer in der Musikschule, bei denen alle willkommen waren, die Lust hatten. Es wurden immer mehr Leute. Irgendwann bemerkten sie, da sind ja nur Erwachsene, eigentlich müsste das doch für Jugendliche auch lässig sein. Also gingen sie auf die Straße, manchmal auch spät am Abend, haben junge Leute angesprochen, ob sie Lust hätten, beim Trommeln mitzumachen. Irgendwann hat es sich dann von selber herumgesprochen. Eine Zeit

lang befand sich die Free Beat Company im Zentrum von Innsbruck und da waren viele Jugendliche dabei. Auch welche, die kurz davor waren, in einem Drogensumpf zu versinken. Mit vielen Schwierigkeiten daheim und in der Schule, für viele kein leichtes Alter. Sozialarbeiter*innen, mit denen Maria und Gottfried gesprochen haben, meinten: *Gebt ja nie eure Telefonnummern her.* Daran haben sie sich nicht gehalten, alle bekamen ihre Nummern und riefen auch oft an. Manche brauchten diesen Halt, dass es da zwei Leute gibt, die greifbar sind. Seit vielen Jahren hat Free Beat an sechs Tagen pro Woche geöffnet. Auch am Heiligen Abend ist die Tür offen – für all jene, die an diesem Tag sonst einfach irgendwo wären und niemanden hätten.

Einmal saßen die beiden in einem Restaurant und trafen die damalige Innsbrucker Bürgermeisterin Hilde Zach. Sie erzählten ihr von der Free Beat Company. Hilde Zach wurde ganz ernst und sagte: *Solche Projekte sind so wich-*



Free Beat.

Foto: Walter Hölbling

tig. Sie sah sofort den sozialen Aspekt, dass das Präventionsarbeit ist, und veranlasste, dass Maria und Gottfried für dieses Projekt angestellt wurden über die Musikschule. Davor arbeiteten sie dafür drei Jahre lang unbezahlt in der Freizeit. Hilde Zach meinte: *Da geht euch irgendwann die Energie aus und ich brauche das aber für die Zukunft.*

Ein unbestelltes Feld und eine Hütte im Wald

Es gab zwei Auslöser, dass Maria wieder begann Hackbrett zu spielen. Christian Kolonovits wusste, dass sie einmal Hackbrett gespielt hatte. Eines Tages rief er an und fragte, ob sie Zeit habe, er mache mit Ludwig Hirsch eine Produktion, da hätten sie gerne ein Hackbrett. Das war *Perlen*, eine großartige Ludwig-Hirsch-CD. Es tut ihr heute noch weh, sie hatte nämlich keine Zeit.

Christian meinte: *Aber dann bring trotzdem bei der nächsten Gelegenheit das Hackbrett mit, ich hätte das gerne gesampelt.* Zu einem späteren Zeitpunkt wurde also im Studio jeder Ton einzeln aufgenommen. Dann setzte Christian sich ans Klavier und wollte wissen, wie das Hackbrett eigentlich klingt, wenn es gespielt wird. Maria und er improvisierten zusammen. Das war das allererste Mal in ihrem Leben, dass sie keine Volksmusik spielte damit, sondern ganz frei. Diese Erfahrung war so schön, sie fühlte, dass sie für dieses Instrument komponieren wollte. Es vergingen dann noch ein paar Jahre, aber sie trug dieses Gefühl immer mit sich.

Der wirkliche Auslöser war, dass Ludwig Dornauer zu ihr sagte, er mache eine Buchpräsentation, es ginge um Gletschereishöhlen, ob sie sich nicht vorstellen könne, etwas Musikalisches dafür zu machen. Augenblicklich war ihr klar, dass der Moment gekommen war, um das Hackbrett wieder hervor zu holen und damit zu komponieren. Davon gibt es auch eine CD, *Eisleben*. Seither hat sie nie wieder aufgehört. Das Hackbrett ist für sie wie ein Geschenk. Sie fühlt sich mit diesem Instrument immer so, als hätte sie ein un-



INNANNA - Gernot Reichholf, Maria Ma, Flo Ryan

Foto: Flo Ryan

bestelltes Feld vor sich. Wenn man Klavier oder Cello spielt, gibt es in vielen Genres schon Komponiertes, vieles, das man kennt, das einen beeinflusst. Mit dem Hackbrett gab es das für sie nicht. Da war eine völlige Leere, in die sie sich hinein entfalten durfte.

Wenn sie daheim sitzt und spielt, komponiert, ihre Stücke aufschreibt, ist sie eine glückliche Frau. Sie ist erfüllt von dem, was passiert, von den Klängen. Zweifel kommen in dem Augenblick, in dem sie es nach außen tragen muss. Die Bühne ist für sie eine Herausforderung. Es freut sie ungemein, wenn die Leute sagen, es sei erfüllend, ihrer Musik zuzuhören. Aber sie macht es nicht mit diesem Ziel. Sondern weil sie fühlt, da ist ein Kanal offen, es will etwas entstehen. In der musikalischen Arbeit hat sie oft das Gefühl, dass sie in Wahrheit eine Eremitin ist. Als Kind dachte sie sich oft aus, wie sie später einmal im Wald in einer Hütte ganz alleine leben würde.

Dennoch spielt sie in mehreren Formationen mit Mitmusikern. Beim *Maria Ma Terzett* spielt sie mit Ulli Bär und Christian Einheller ihre Kompositionen. Sie macht niemandem Vorschriften, die anderen bringen völlig frei ihre Ideen ein und es harmoniert. In der Band von Gert Steinbäcker, dem ersten S von STS, ist sie seit 2016 fixes Bandmitglied und fungiert in dieser Formation nicht nur als Hackbrettistin, sondern auch als Keyboarderin und Chorsängerin. Außerdem ist Maria immer wieder gern Gastmusikerin. Zum Beispiel jüngst beim Jazzmetall Projekt von Florian Bramböck und Klaus Schubert, in Klaus Trabitschs Dorfweltmusik unter anderem an der Seite von Otto Lechner und Peter Rosmanith, beim Bluatschink Open Air auf der Geierwally Bühne oder beim Weltmusik-Projekt SCURDIA unter anderem gemeinsam mit dem Pianisten Markus Schirmer und dem kurdischen Lautisten Risgar Koshnaw. Die einzige Band, bei der die Dinge zugleich miteinander entstehen, ist *Innanna*, das funktioniert für sie mit Flo Ryan und Gernot Reichholf fantastisch. Sie treffen sich, machen eine Zeit lang einfach nur Blödsinn miteinander und auf einmal spüren sie, jetzt entsteht etwas.

Rhythmus und Wandel

Aus musikalischer Sicht ist es ihr mit der aktuellen Situation dieser Pandemie nie schlecht gegangen. Sie konnte viel arbeiten, es sind Projekte entstanden, die

sonst nie entstanden wären. Irrsinnig leid tut ihr, dass die Free Beat so lange nicht auf normale Weise geöffnet sein konnte. Mehr als ein ganzes Jahr lang und niemand weiß, wie lange es so weitergeht. Was da Menschen genommen wird, die Gemeinschaft brauchen und denen die Decke auf den Kopf fällt, die gewohnt sind, unter Menschen zu sein, das ist unermesslich.

Diese Situation hat sehr bewusst gemacht, was das Projekt ist. Wenn es längere Zeit nicht stattfinden kann, merkt man erst, was fehlt und was es für eine Bereicherung ist, dass diese offene Tür so viele Jahre lang einfach da war. Und hoffentlich auch wieder aufgehen wird.

Große Zukunftspläne hat Maria nie gemacht. Es entwickelt sich alles in einem guten Rhythmus weiter. Für die Free Beat Company wünscht sie sich, dass sie wieder aufsperrten dürfen. Und dass es Menschen geben wird, die das weiterführen, mit diesem Anliegen, für viele Menschen da zu sein.

Als Kind hatte sie lange einen Berufswunsch. Nicht Musikerin, *die Musik war viel zu selbstverständlich für mich*. Sie wollte immer Bäuerin werden. Dazu ist es nicht gekommen, aber sie hat einen großen Garten. Sie weiß, dass sie ohne diesen Garten ein anderer Mensch wäre. Diese Betätigung mit dem Wachsen, selber etwas anzubauen zum Essen. Dieses Zyklische der Natur, damit verbunden zu sein, dass es überhaupt keinen Stillstand gibt. Das ist auch die einzige Hoffnung, es ist alles im Wandel, es sind ewige Prozesse und das ist etwas Wichtiges für sie, dass sie das hat. Das ist gleich wichtig, wie die Musik, wenn sie ganz ehrlich ist.

GOTT SEI UNS GNÄDIG!

Das Kriegstagebuch einer Ordensfrau 1939 bis 1945

Andrea Aschauer



Schwester der Heimsuchung im Garten des Klosters Thurnfeld

Foto: Andrea Aschauer

Im Kloster Thurnfeld in Hall i. T. befindet sich die einzige Tiroler Niederlassung des Ordens von der Heimsuchung Mariens. In einer derzeit laufenden umfassenden kulturwissenschaftlichen Untersuchung und Dokumentation befasst sich ein interdisziplinäres Team mit dieser außergewöhnlichen und beachtenswerten Klostersgemeinschaft. Die Schwestern werden auch Salesianerinnen genannt nach ihrem Stifter, dem hl. Franz von Sales (1567 – 1622, Fürstbischof von Genf). 1610 gründete der begnadete Prediger und vorbildliche Seelsorger gemeinsam mit seiner geistigen Wegbegleiterin, der hl. Johanna Franziska von Chantal (1572 – 1641), im französischen Annecy den Orden von der Heimsuchung Mariens, der nicht nur durch eine ganz eigene Form von Spiritualität besticht, sondern vor allem durch Leitlinien und Bräuche, die sich zum Teil beträchtlich von jenen anderer (Frauen-)Orden unterscheiden. Der hl. Franz von Sales galt als äußerst freundlich und liebenswürdig. Sein sprichwörtlicher salesianischer Optimismus – „Alles aus Liebe, nichts aus Zwang!“ – prägte die Spiritualität seiner Schwestern, deren Klöster mittlerweile auf der ganzen Welt zu finden sind.

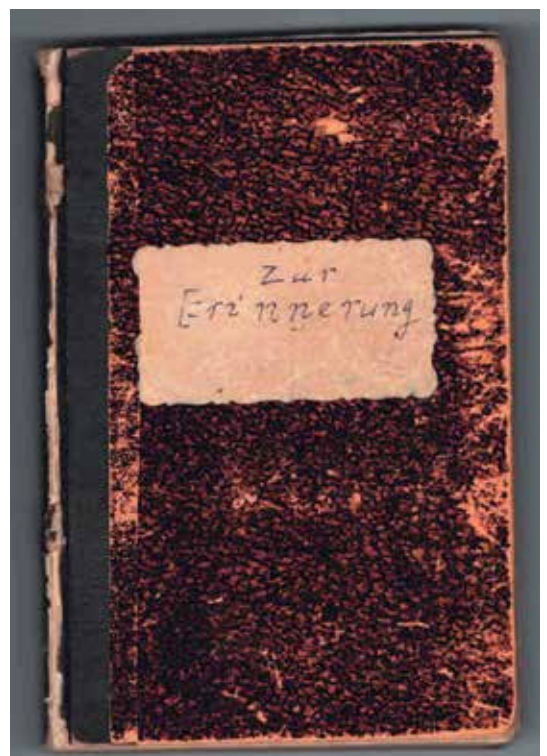
Das Kloster Thurnfeld geht auf die Initiative zahlreicher Tiroler Eltern zurück, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit einer Bitte an die Ordensleitung im bayerischen Beuerberg wandten, doch auch in Tirol eine Niederlassung zu gründen, um vor allem jungen Frauen eine fundierte und vielseitige Ausbildung zu ermöglichen. 1859 kamen darauf einige Schwestern von Beuerberg nach Thurnfeld und errichteten im Laufe weniger Jahre auf dem Gelände der ehemaligen Sommerresidenz der Haller Stiftsdamen ein Kloster mit eigener Klosterkirche und eine Schule mit Pensionat. Das weitläufige Grundstück nutzten die Schwestern intensiv und betrieben eine große Landwirtschaft mit Milchwirtschaft, Obst- und Gartenbau. 2007 schloss die letzte Klosterschule in Thurnfeld. Derzeit leben drei Schwestern der Heimsuchung Mariens im Tiroler Ordenshaus.

Die Salesianerinnen des Klosters Thurnfeld erlebten und meisterten im Laufe der Zeit so manche Schwierigkeiten, wie Kriege, Wirtschaftskrisen und Anfeindungen. Insbesondere unter der Naziherrschaft hatten alle Klöster zu leiden und die Bombenangriffe der letzten Kriegsjahre machten auch nicht vor der Thurnfelder Klosterpforte Halt.

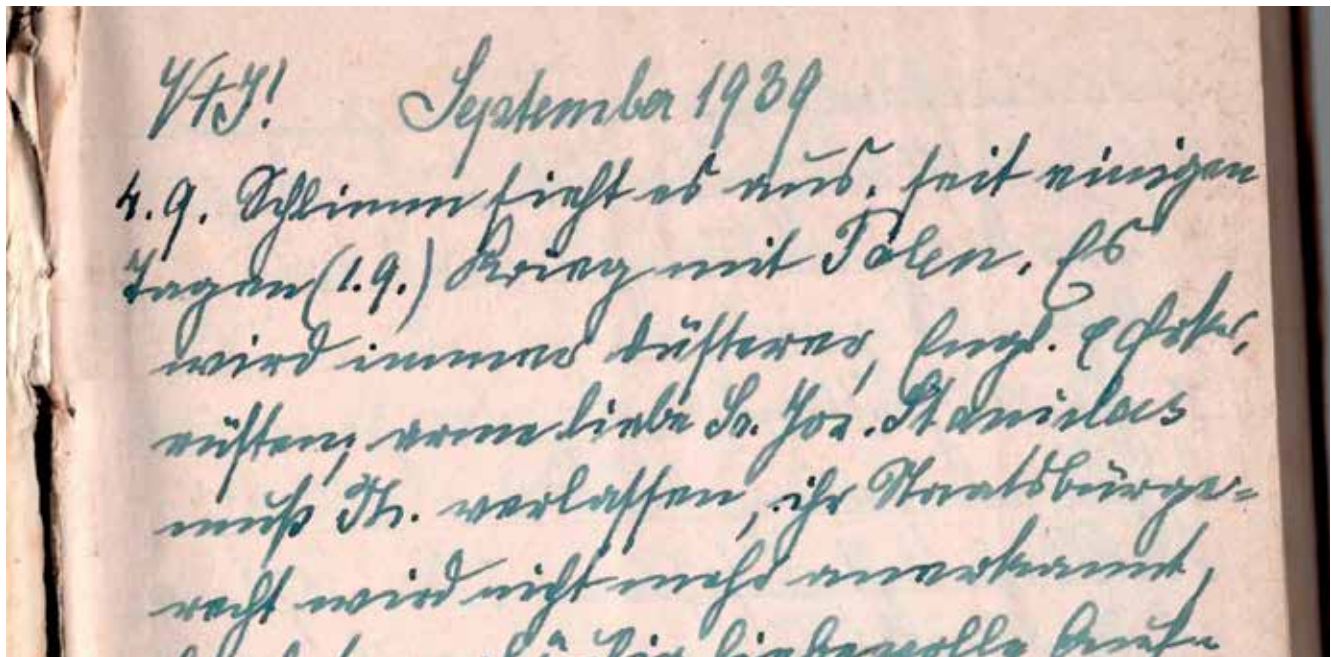


Die Ordensgründerin Johanna Franziska von Chantal.
Foto: Andrea Aschauer

Im Zuge der angesprochenen Untersuchung im Kloster kam eines Tages ein kleines, stark abgegriffenes Heftchen zum Vorschein mit dem schlichten Umschlageticket „Zur Erinnerung“. Die Seiten waren eng in Kurrent beschrieben.



Deckblatt des Thurnfelder Kriegstagebuches.
Foto: Andrea Aschauer



Erster Eintrag im Notizheft am 4. September 1939.

Foto: Andrea Aschauer

Nun wissen vor allem KulturwissenschaftlerInnen, dass es häufig solch unscheinbare, handgeschriebene Schriftstücke sind, die in ganz besonderer Weise den Mikrokosmos im Makrokosmos symbolisieren. Sie sind bedeutende Zeit- und Kulturzeugnisse, die gerade in ihrer Schlichtheit ein großes Maß an Unmittelbarkeit mit sich bringen und in ihrer Subjektivität die abstrakte, objektivierte Weltgeschichte lebendig machen.

Die aufgezeichneten Erinnerungen einer unbekannteren Thurnfelder Ordensfrau beginnen am 4. September 1939 mit dem Eintrag:

Schlimm sieht es aus. seit einigen Tagen (1.9.) Krieg mit Polen. Es wird immer düsterer, England und Frankreich rüsten, arme liebe Sr. Josep Stanislas muss Thurnfeld verlassen, ihr Staatsbürgerrecht wird nicht mehr anerkannt (...).

Die weiteren Seiten dokumentieren in der Folge akribisch alle Vorgänge im Kloster Thurnfeld während der Zeit des Krieges und der Nachkriegszeit. Der letzte Eintrag stammt aus dem Jahr 1953. Damit hielten wir eine kleine kul-

turgeschichtliche Sensation in Händen, sind es doch gerade alltägliche Notizen, die nahe am jeweiligen Puls der Zeit sind und uns oft weit mehr Einblick in vergangene, ferne Lebens- und Zeitumstände geben als umfassende Geschichtswerke. Zudem entstanden die Einträge des Thurnfelder Heftchens in einer klösterlichen Frauengemeinschaft, was ihre Bedeutung erhöht, gibt es doch kaum ähnliche Aufzeichnungen aus dieser Zeit.

Einige Einträge der Kriegsjahre 1939 bis 1945 sollen diese Einzigartigkeit verdeutlichen.

14.10.1939

Seit ca 14 Tagen dürfen keine Glocken geläutet werden, weder zur hl. Messe noch zum Sanctus. Totenstille im ganzen Land. Recht unheimlich und dazu die Verdunkelung.

5.2.1940

12 Schwestern zum Luftschutzkurs nach Hall von 3 – 5 Uhr, 8 Tage lang!

21.2.1940

Heute 7 – 8 Mann (Militär) im oberen Stock. Brauchen Zimmer für Südtiroler Tuberkulosekranke.

7.7.1940

Feierliches Hochamt, weil der Friede mit Frankreich abgeschlossen ist. Zum Schluss Te Deum. Morgen

Requiem für die gefallenen Soldaten. Krieg mit England wird weitergeführt.

September 1941

2.9. Großer Saal geräumt, wird gemalt und für 25 Arbeitsmädchen ab 1.10.1941 vermietet. Besprechung wegen mittlerem Zellenstock, Abgabe an Beamten der Heeresverwaltung

8.9. Zellen räumen. Schwestern in unteren Schlafsaal, unteren Zellenstock, Hof etc.

8.9. Erste Anfrage betreffend Arbeitsmädchen.

13.9. Wiederholung. Müssen sie nehmen.

16.9. Mitteilung wegen Heimarbeit für Militär, tgl. 8 Stunden.

16.6.1942

Ein Offizier das Kloster, alle Räume besichtigt, zwecks Einquartierung. Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf Dich!

2.2.1943

In der Zeitung gestanden: Entweder deutscher Sieg oder Völker Katastrophe. Mein Jesus Barmherzigkeit.

März 1943

Fortgesetzte Überfälle in deutschen Städten: München, Stuttgart, Nürnberg, Fürth, Essen, Duisburg etc. Ach, wie viel Elend! Herr, erbarme dich über die arme Welt!

19.3. Fest des hl. Josef auf Sonntag verlegt. Jetzt sind 8 Schwestern von uns im Lazarettendienst.

17.4.1943

In Antwerpen vorige Woche schrecklicher Überfall von englischen und amerikanischen Fliegern. Über 2000 Tote, 1300 Vermisste, 600 Verwundete. Bei hellem Tag! 180 Kinder in der Schule getötet! In Berlin soll es auch ähnlich zugegangen sein.

6 Schwestern müssen nach Feldkirch zu den Verwundeten!

Dezember 1943

15.12. Fliegeralarm. Alles im Schutzraum und Gang, gleich nach Mittag. Innsbruck stark hergenommen, Jesuiten-Kirche, Kapuziner-Kirche beschädigt, etc. etc.

19.12. Ernster Alarm, viele feindliche Flieger. Gerade über uns, wurden von den unsrigen verfolgt, ging schrecklich zu in den Lüften. Alles in den Schutzräu-

men und Kapelle, dauerte ca. 1 Stunde. In Innsbruck fuhr letztthin ein Zug mit Urlaubern und Schulkindern am Bahnhof ein, eine Bombe zertrümmerte ihn, viele Tote und Verwundete!!

Schreckensstunde von 11 – 1/2 2 mittags, Fliegerkampf über uns, es war schrecklich. 60 – 80 Flieger über den Bettelwurf herüber. In Innsbruck wieder viel zerstört. Gott hat uns gnädig beschützt, dank, dank!



Gemälde der Heimsuchung Mariens in der Klosterkirche Thurnfeld.

Foto: Andrea Aschauer

August 1944

3.8. Nach 10 h Alarm, nach 12 h Entwarnung. Flak kurz geschossen.

9.8. Alarm von 11 – $\frac{3}{4}$ 12 h.

16.8. Alarm von 11 $\frac{1}{4}$ - $\frac{1}{2}$ 1 h.

20.8. Nachts 11 – 12 im Keller, Alarm!

26.8. Alarm von $\frac{3}{4}$ 10 – $\frac{3}{4}$ 11 vormittags.

27.8. Alarm von 10 – $\frac{1}{2}$ 11 vormittags.

28.8. Alarm von 10 $\frac{1}{4}$ - 11 vormittags.

26.10.1944

Ernster Alarm von $\frac{3}{4}$ 12 – 1 h, das Allerheiligste in die Gruft, fortgesetzt gebe-

tet, nach 1 Uhr kam der liebe Heiland wieder in die Kapelle. Man sagt, die feindlichen Flieger seien wieder in Innsbruck gewesen. Schrecklich!

16.11.1944

Heute ging es hier wieder arg zu. Von $\frac{1}{2}$ 12 bis 2 Uhr im Keller, eine Bombe fiel in das Feld neben den Gemüsegarten, 3 m tief in die Erde. Die inneren Fenster mussten ausgehängt werden, die Gefahr, dass die Bombe nach einigen Tagen explodiert, ist vorhanden. In Innsbruck soll es arg gewütet haben, besonders auf die Bahnhöfe hat man es abgesehen.



Klosterkirche Thurnfeld, Hall i. T.

Foto: Andrea Aschauer

25.12.1944

Heute Weihnachtsfest! Ein schrecklicher Alarm von 1/2 12 – 1/2 2 h! wie noch nie, die Fenster klirrten und zitterten, der Boden schwankte, o es war fürchterlich.

16.2.1945

Ein fürchterlicher Angriff auf Hall. Um 3/4 12 h Alarm, bis 3/4 2 h in der Gruft. Es war einfach schrecklich. Alles zitterte und bebte, Fensterscheiben sind zertrümmert, ein Teil von einem Flugzeug liegt vor der Chortüre im Eck vor der Apotheke. Weiteres weiß man noch nicht. Bei allem wunderbarer Schutz Gottes und seiner heiligsten Mutter. Dank, Dank, Dank.

In Hall der Bahnhof vernichtet, Zufluchtshaus ebenfalls, hier 27 Barmherzige Schwestern getötet, mehrere verwundet. In Hall mit diesen 61 Tote, ca. 60 Häuser beschädigt oder zertrümmert. In Mils in der Taubstummen Anstalt alle Fenster zertrümmert. Bei uns ca. 200 Scheiben kaputt, das Flugzeug hat einen Teil am Eck des Kapitelzimmers beschädigt, man kann nicht mehr ins Kapitelzimmer. Der Raum, mit Sachen vom Lazarett belegt, ist ungangbar, erst muss das Dach geschlossen werden. Herr, schone dein Volk! Hab Erbarmen, Vater, mit deinen Kindern.

Mai 1945 – Ave Maria!

Rosenkranz in der Kapelle fortgesetzt, diese Nacht „Waffenstillstand“. Tirol, Vorarlberg, Kärnten, Krain kampffrei! Deo gratias! auch Salzburg, Italien zum Teil. Mussolini und Hitler sollen am 1. Mai ermordet worden sein. Nach 1 Stunde widerrufen. Um 5 h aber definitiv zu Österreich gehörend erklärt. Die Regierung gestürzt.

Um 7 h liest ein Priester-Soldat vom Lazarett der Kreuzschwestern.

Die Hochwürdigen Patres Franziskaner können zurück in ihr Kloster in Hall, Kapuziner ebenfalls zurück nach Innsbruck. Alle wieder im Ordenskleid.

9.5. Glocken dürfen geläutet werden, Prozessionen gehalten, Feiertage wieder gefeiert, Religionsunterricht erteilt, etc. Deo gratias!

Diese Mitternacht von 8. – 9. wurde allgemeiner Waffenstillstand angeordnet. Im mittleren Zellenstock logieren mehrere Familien von Hall, deren Villen von

amerikanischen Offizieren beschlagnahmt wurden. Die Beamten sind schon seit einiger Zeit fort aus unseren Zellen.

.....
Soweit einige kleine Einblicke in das Leben gar nicht allzu weit entfernter Zeiten, die uns eine Ordensfrau des Klosters Thurnfeld hinterlassen hat und damit einen weiteren Baustein für das Verständnis historischer Vorgänge liefert.

Der Orden der Heimsuchung Mariens feiert heuer weltweit ein doppeltes Jubiläum. Am 23. Jänner 2022 hat sich der Geburtstag der hl. Johanna Franziska von Chantal zum 450. Mal gejährt. Zum 400. Mal wird am 28. Dezember 2022 des Sterbetages des hl. Franz von Sales gedacht. Die Leitmotive der „heiligen Stifter“ prägen noch heute die Lebensart der besonderen Frauengemeinschaft der Salesianerinnen:

„Wir Schwestern von der Heimsuchung Mariä leben eine Spiritualität der Begegnung (...). Wir möchten Antwort geben auf die Beziehungslosigkeit, Sprachlosigkeit und Einsamkeit unserer Zeit. (...).

Ein Lebensmotiv, das kultur- und religionsübergreifend weltweit Geltung haben sollte ...

PORTRÄT: SOMETIMES IT TAKES BALLS TO BE A WOMAN

rebekka ruétz – Design made in Tyrol

Sabine Geiger



Rebekka Ruétz

Foto: Domenic Hartmann

Hört man den Ortsnamen Fiss, denken die meisten von uns wahrscheinlich an ein kleines Dorf mit knapp eintausend Einwohner im Tiroler Oberland, an Tourismus, Familiendestination, vielleicht noch an Natur und die Berge. „Modedesign“ zählt wohl nicht zu den Begriffen, die zwangsläufig mit dem Ort im Oberg`richt in Zusammenhang gebracht werden, und doch beginnt der Lebensweg einer der mittlerweile bekanntesten Tiroler Designerinnen genau in diesem kleinen Dorf.

Rebekka Ruetz, geboren im Jahr 1984, verbringt ihre Kindheit inmitten der Natur des Sonnenplateau in eben jenem Fiss. Schon früh zeigt sich das kreative Talent und die Vorliebe für das Zeichnen. Während andere Mädchen vielleicht noch von Lehrerin, Dressurreiterin oder Kinderärztin als Berufswunsch träumen, ist für Rebekka schon als Jugendliche klar, dass sie Modedesignerin werden möchte. Zielstrebig verfolgt sie diesen Weg und studiert nach Abschluss der Modeschule in Innsbruck an der Akademie Mode & Design (AMD) in München. Ihr unverkennbares Talent führt schließlich dazu, dass Rebekka diese Ausbildung im Jahr 2008 als Best-Graduate abschließen kann. Ihre Abschlusspräsentation wird mit dem „Cognos Relevance Award“ bedacht, einer Auszeichnung für die vielversprechendste und zukunftsweisende Kollektion dieser Studienrichtung.

Nach einem Studiensemester in Indien sammelt die aufstrebende Designerin wertvolle Erfahrungen bei Peter Pilotto in London, kehrt anschließend jedoch wieder in ihre Heimat Österreich zurück, um hier erneut ihren Lebensmittelpunkt aufzuschlagen. Bereits im Jahr 2009 gründet Rebekka das Unternehmen rebekka ruétz mit Sitz in der Landeshauptstadt Innsbruck. Die auf den ersten Blick vielleicht seltsam anmutende kleine Namensänderung durch den Apostroph dient einzig der richtigen Aussprache und um den Firmennamen zu verdeutlichen. Engagiert verfolgt die Tirolerin in den darauffolgenden Jahren ihr Ziel, sich als Designerin zu profilieren, was im Jahr 2013 mit dem „Best Newcomer Award presented by STEFFL“ belohnt wird. Im gleichen Jahr gründet die Unternehmerin die Streetwear-Marke *YOU KNOW YOU WANT IT (YKYWI) by rebekka ruétz*.

Mittlerweile steht das Label rebekka ruétz für extravagante, individuelle Kreationen mit spannenden

Materialkombinationen. In Rebekkas Antwort auf die Frage, wieviel „du“ ist in deinen Entwürfen und wieviel „was“ möchten andere vielleicht gerne tragen“, spiegelt sich die Entwicklung der Designerin weg vom Mainstream hin zu ihrem eigenen, ganz persönlichen Stil am besten wider: „Bei meinen ersten Kollektionen war noch sehr viel von ‚was möchten andere vielleicht gerne tragen‘ in meinen Entwürfen und es war über die vielen Jahre und Saisonen eine wunderbare Herausforderung, das Schritt für Schritt abzulegen und mir die Freiheit zu nehmen, nur mehr das zu designen, worauf ich Lust habe bzw. was mich reizt.“ Nicht unberechtigt stolz fügt Rebekka Ruetz hinzu: „Heutzutage findet man nur noch 100% ‚me‘ in meinen Kollektionen.“

„high quality slow fashion“

Wie in allen Lebensbereichen sind auch in der Modewelt der Umweltgedanke und die Nachhaltigkeit ein sehr großes Thema. Laut einer aktuellen Studie des Umweltbundesamtes landen in Österreich jährlich rund 221.800 Tonnen Textilien im Müll. Davon sind nur etwa 3 Prozent Produktionsabfälle, alles andere stammt von Einzelpersonen oder Betrieben. Lediglich 17 Prozent werden wiederverwendet oder recycelt, der Großteil jedoch verbrannt. Im Bewusstsein dieser Problematik hat sich Rebekka Ruetz genau diese Hauptanliegen einer möglichst umweltschonenden Produktion unter fairen Bedingungen als wesentlichen Bestandteil ihrer Arbeit auf die Fahnen geheftet. So steht ihr Label für Nachhaltigkeit, soziale Verantwortung und die Einhaltung von hohen Umweltstandards. Selbstredend, dass alle Teile der Kollektionen aus Heimischer Produktion stammen, die Serienproduktion wird in Deutschland ausgeführt, das

Bedrucken der Stoffe mit eigens entworfenen Grafiken erfolgt in Holland. Der Verzicht auf echtes Leder, echten Pelz oder echte Seide ist für die Designerin genauso selbstverständlich wie der Bezug von hochwertigsten Stoffen von ausschließlich europäischen Lieferanten. Zum Einsatz gelangen neben Biobaumwolle und Leinen auch wiederverwertbare Materialien wie zum Beispiel recyceltes Polyester.

Rebekka Ruetz versteht es nicht nur, bei ihrer Mode den Umwelt- und Nachhaltigkeitsgedanken zu berücksichtigen, sondern setzt auch bei ihren Kooperationen auf ausgewählte Partner, welche diesen Grundkonsens ebenfalls umsetzen. So ist die Designerin auch im Alltag mit einem Elektro-Scooter unterwegs oder brettet schon mal mit einem Elektroroller bei der Fashion Week über den Laufsteg.

Um auf die globalen Auswirkungen der Umweltverschmutzung aufmerksam zu machen, ließ Rebekka Ruetz bereits Designs von Mikroplastik oder mit Öl und Chemikalien verunreinigtes Wasser auf Stoff drucken. Das mag auf den ersten Blick auf KundInnen vielleicht etwas verstörend wirken, ist jedoch bei näherer Betrachtung auch für den/die TrägerIn ein Statement angesichts der steigenden Umweltbelastung sowohl von Konzernen als auch nicht zuletzt von Endverbrauchern.

Sustainable urban chic

Für Rebekka Ruetz sind die selbst auferlegten, hohen ökologischen Grundsätze mit die wichtigsten Grundpfeiler ihrer Philosophie: „Wenn ihr die Umwelt unterstützen wollt, kauft weniger, aber dafür nachhaltig. Tragt eure Kleidung länger, anstatt ständig Neues zu kaufen und kombiniert die Sachen ein-

fach neu. Kauft euch Qualität, die lange hält, anstatt regelmäßig Billigware vom Großkonzern. Denn man bekommt, wofür man bezahlt.“

Für die Designerin ist es immens wichtig, dass die KundInnen erkennen, wieviel Leidenschaft und Arbeit in einem Kleidungsstück stecken so wie auch ein Design, welches länger als nur eine Saison getragen werden kann. Genauso relevant ist für die Modemacherin, dass sich Design und Alltagsmode nicht zwangsläufig widersprechen, sondern mit den richtigen Entwürfen und Kombinationen problemlos vereinen lassen.



Kampagne HW 21/22

Foto: Linda Leitner

Vom Herz der Alpen hinaus in die große Welt

Ganz bewusst entscheidet sich Rebekka Ruetz, ihr Atelier in Innsbruck einzurichten. Die Heimatverbundenheit und die Liebe zur Natur bestimmen nicht nur ihre Persönlichkeit, sondern beeinflussen auch ihre Ideen und finden sich in ihren Entwürfen wieder. Gleichzeitig schafft es die Designerin aber auch, sich in der Modewelt großer Metropolen zu etablieren und zeigt ihre Kreationen zweimal jährlich bei der Berliner Fashion Week. Heimatverbundenheit und Globalität, Natur und urbanes Denken - all diese Sujets finden sich sowohl im Wesen der Modemacherin als auch in ihren Entwürfen. Ihr derzeitiges Lebensumfeld beschreibt Rebekka Ruetz mit den Worten: „Aktuell ist Tirol ein wunderbarer Lebensmittelpunkt und ich liebe die Natur und die Lebensqualität hier. Nichtsdestotrotz wird mein Fernweh wieder größer und ich halte es mir gerne frei, wenn mir danach ist, weiterzuziehen.“ So bleibt die Designerin zwar bodenständig in ihrem Schaffen aber auch offen für neue Inspirationen, für andere Lebensabschnitte und auch für Entscheidungen, welche die Zukunft mit sich bringen werden.

Laut Rebekka Ruetz gibt es auch in unserem kleinen, überschaubaren Tirol sehr viele aufgeschlossene und modemäßig mutige Menschen. „Nichtsdestotrotz ist eine gute Vernetzung mit größeren Städten beziehungsweise eine gute Präsenz im Internet inzwischen unabdingbar.“, so die über die Landesgrenzen hinaus bekannte Modedesignerin.

Erhältlich sind die Designerstücke als auch die Streetwearlinie von Rebekka Ruetz derzeit nur im Onlinehandel. Dieser ist für die erfolgreiche Tirolerin schon seit längerem ein geeigneter Weg, die TrägerInnen direkt zu erreichen. Statt ihre Kreationen mehrmals jährlich auf Messen zu präsentieren, richtet Rebekka Ruetz ihren Fokus vollständig auf die Direktvermarktung und zwei Kollektionen pro Jahr. Das ist im Vergleich zu anderen Modehäusern relativ wenig. Der Grund dafür liegt in der eigenen persönlichen Einstellung und ist ganz simpel: Die Designerin möchte ihren KundInnen nicht das Gefühl vermitteln, jeden Trend aufgreifen zu müssen, nur um ständig „in“ zu sein. Ein Lieblingskleidungsstück darf bzw. soll sogar gerne auch mehrere Jahre getragen oder lediglich mit einem aktuellen Catcher neu kombiniert werden.



Kampagne HW 21/22

Foto: Linda Leitner

„placID reSET“

Unter den Eindrücken der vergangenen Monate entstand unter dem Namen „placID reSET“ die aktuelle Ganzjahres-Kollektion auf Basis einer sonnigen Grundstimmung, von Optimismus, Lebensfreude und neuen Anfängen. Für diese ausdrucksstarke Kollektion, gleichsam beeinflusst von Nostalgie und kreativer Spontanität, ließ sich Rebekka Ruetz von den vielfältigen Eindrücken des Zillertals inspirieren.

In den eigens angefertigten Stoffdrucken finden sich auf dieser Grundlage sowohl ewig alte Steine, moosige Laubwälder, letzte Sonnenstrahlen über den Bergen und tiefblaue Himmel wie auch Löwenzahn oder Pilzlamellen. Dabei spielt die kreative Designerin mit einzigartigen Farbnuancen von Schneeweiß bis Baumrindenschwarz. Eine Kollektion voller Leben und eine Hommage an die Tiroler Natur. Als besonderer Hingucker wurden aus Orientierungsplänen der Skipisten Show Pieces für den Laufsteg verarbeitet. Denn wiederum stellt Rebekka Ruetz den Gedanken der Nachhaltigkeit und somit auch bestmögliches Upcycling in den Vordergrund.

Im Zuge meiner Recherche stelle ich mir die Frage, ob es nicht schwierig ist, ständig neue Kollektionen zu entwerfen, ohne auf alte oder schon dagewesene Designs zurückzugreifen. Darauf

findet die Modemacherin ein klares Statement: „Mit fast jeder neuen Kollektion kommt auch eine neue Inspiration einher, dementsprechend ändern sich die Einflüsse recht schnell. Allerdings bleiben Themen wie zum Beispiel Nachhaltigkeit und Langlebigkeit immer erhalten.“

Die moderne Amazone

Laut eigener Aussage entwirft Rebekka Ruetz gerne individuelle Stücke für moderne Amazonen. Für die Designerin sind dies Frauen mit einer starken Persönlichkeit und einem festen Glauben an die Gleichberechtigung aller Geschlechter. „Mir gefällt die Vorstellung sehr, dass Frauen den Männern ebenbürtig sind und dass sie genauso edel und mutig und heldenhaft sein können.“, so die selbstbewusste Modemacherin. Dies ist wohl eine Bestätigung dafür, wieviel Persönliches in die Entwürfe von Rebekka Ruetz miteinfließen, denn als taffe Tirolerin verkörpert die engagierte Unternehmerin wohl am besten das Beispiel einer modernen Amazone.



Kampagne HW 21/22

Foto: Linda Leitner



Kampagne HW 21/22

Foto: Linda Leitner

Wie bei allen Kleidungsstücken spielen der Umweltgedanke sowie die Nachhaltigkeit bei Qualität und Produktion auch bei Rebekkas Streetwear-Kollektion *YOU KNOW YOU WANT IT* eine ganz wesentliche Rolle. Bei näherer Betrachtung der Alltagsmode für Damen und Herren mit frechen Sprüchen und coolen Prints ereilt einen schon einmal das Gefühl, die Designerin zeigt bei einigen Slogans sehr persönlich und direkt, wie ihr als Tirolerin schlicht und einfach der Schnabel gewachsen ist. So outen sich die TrägerInnen durchaus als „Trätschtantn“ oder geben mit „sometimes it takes balls to be a woman“ ein klares Statement zur Gleichberechtigung der Geschlechter ab.

Aber wieviel „balls“ braucht man(n)/frau denn nun wirklich in der großen Welt der Mode? „Je mehr ‚balls‘ man hat, desto besser!“, so die augenzwinkernde Antwort der Designerin. Rebekka Ruetz ist überzeugt, dass nur Durchhaltevermögen kombiniert mit Kreativität und Individualität zum Erfolg führen kann. Und wie in jeder Sparte braucht man auch in der internationalen Modebranche das Quäntchen

Glück, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. „Das Leben bedeutet für mich persönlich und auch für meine Arbeit ständiger Wandel und Veränderung. Wir leben in so aufregenden Zeiten, die uns fordern, neue Wege zu gehen und alles Bisherige zu überdenken. Deshalb kann ich aktuell nicht sagen, wo ich mich in zehn Jahren sehe, aber ich bin mir sicher, dass es toll sein wird!“

„VEREWIGT – VERGESSEN?“

Drei ungewöhnliche Denkmäler für
drei starke Tirolerinnen

Andrea Pancheri



Blick in das Innere des Fort Claudia

Foto: Burgenwelt Ehrenberg

Denkmäler sind ein weit verbreitetes Medium um Menschen oder Begebenheiten im öffentlichen Raum in Erinnerung zu behalten. Abseits der Großdenkmäler gibt es neben einer Vielzahl an kleinen Denkmälern auch noch solche, die auf den ersten Blick bzw. ohne vertiefendes Hintergrundwissen gar nicht als Erinnerungsorte oder gar Denkmäler erkennbar sind. Drei dieser „lost places“ der Erinnerung an Tiroler Frauen werden in der Folge näher vorgestellt.

Der erste Erinnerungsort liegt im Außerfern und ist nicht zu übersehen. Das Fort Claudia erinnert nicht, wie mancherorts gelesen werden kann, an die römische Straße „Via Claudia Augusta“. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, dass die nach dem römischen Kaiser Claudius (10 v.–54 n. Chr.) benannte antike Straße auch über den Fernpass ins Alpenvorland geführt hat, doch die gegenüber der Burg Ehrenberg gelegene Befestigungsanlage unweit von Reutte wurde nach Erzherzogin Claudia de' Medici (1604–1648) benannt. In den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs war die früh zum zweiten Mal Witwe (1632) gewordene Claudia als Vormund ihres Sohnes Ferdinand Karl u. a. für die Landesverteidigung zuständig. Von Norden drangen immer wieder und immer weiter die protestantischen Heere ins Alpengebiet vor. Um die Ehrenberger Klause – den schnellsten Weg von Reutte nach Imst – besser schützen zu können, entschied 1638 Claudia den am Falkenberg bereits vorhandenen wehrhaften Turm durch ihren Hofbaumeister Elias Gump

zu einer Festung ausbauen zu lassen. Finanzielle Problem und der Wegfall der akuten Bedrohung nach dem Westfälischen Frieden (1648) sorgten dafür, dass die Gesamtanlage nie vollständig fertig wurde. Dennoch sorgte die beeindruckende Gesamtanlage dafür, dass der bayerische Kurfürst Maximilian II. Emanuel 1703 den längeren Weg über Kufstein in Kauf nahm um die Burg Ehrenberg von Süden her anzugreifen. Heute verbindet den Erinnerungsort an eine selbstbewusste und politisch wie humanistisch gebildete Frau, die in Kriegszeiten mehr als nur für ihren Sohn verwaltete, mit der anderen Talseite ein sehr mutiges Projekt, das ihr sicher gefallen hätte – die 144 m hohe Highline 179. Dank dieser neuen Attraktion tritt das frisch renovierte Fort Claudia wieder mehr in Erscheinung und damit einhergehend auch die Erinnerung an Claudia de' Medici.

Ob es Liebe war das die 16jährige Anna Caterina Gonzaga (1566–1621) mit ihrem 52jährigen Ehemann verband, darf bezweifelt werden. Zeitlebens wie auch noch heute steht sie im Schatten der ersten Ehefrau von Erzherzog



Kupferstich Claudia de' Medici.
Foto: Pancheri



Luftaufnahme des Fort Claudia am Falkenberg – gegenüber von Burg Ehrenberg.
Foto: Burgenwelt Ehrenberg



Anna Caterina Gonzaga als Anna Juliana in Ordenskleidung. Rechts im Hintergrund das von ihr gestiftete „Versperrte Kloster“, unten Namensschild am Grabgitter.

Foto: Schloss Ambras/Pancheri



Servitenkirche und Servitenkloster in der Innsbrucker Maria Theresien-Straße.

Foto: Pancheri

Ferdinand II. von Tirol (1529–1595). Für Philippine Welser ließ er Schloss Ambras ausbauen und für seine zweite Frau? Zu Lebzeiten ließ er für sich und seine Frauen eine wunderschöne Grabkapelle mit direktem Zugang von der Innsbrucker Hofkirche errichten – die Silberne Kapelle. Doch nur seine erste Frau wurde dort tatsächlich beigesetzt. Anna Caterina überlebte ihren Ehemann um über 26 Jahre, Jahre in denen sie einen eigenen Erinnerungs- und Bestattungsort für sich erbauen ließ – das „Versperrte Kloster“. Sie wissen nicht wo das ist? Es befindet sich in der Maria Theresien-Straße, direkt gegenüber dem alten Landhaus und ist heute als Servitenkloster und -kirche bekannt. Anna Caterina stiftete den Klosterbau und sorgte für die Ansiedlung der Servitinnen. Das entsprechende „Regelhaus“ bewohnte die als humanistisch hochgebildete und extrem fromme und mildtätige Anna Caterina gemeinsam mit ihrer mittleren Tochter, nachdem sie ihren weltlichen Geburtsnamen gegen den Ordensna-

men „Anna Juliana“ getauscht hatte bis zu ihrem Tod 1621. Doch nicht nur das Gebäudeensemble erinnert an seine Stifterin, auch ist sie in einem Seitengang direkt neben dem Altarraum der Kirche in einem prunkvollen Sarkophag beigesetzt. Die Titulatur vor dem Grabnischengitter bezeichnet sie zu Recht als „Fundatrix“ – als Gründerin. Zusätzlich verdankt ihr der Orden eine umfangreiche Bibliothek und zahlreiche Kostbarkeiten aus Edelmetall in der Klosterschatzkammer. Zugegeben die von ihr gegründete und als Grablege gestiftete Klosteranlage ist nicht die bekannteste Stiftung eines weiblichen Mitglieds des Hauses Österreich, in diesem Fall sticht sie die Stiftung ihrer jüngsten Tochter – Kaiserin Anna – mit der Kaisergruft in Wien aus. Als Erinnerungsort der heute kaum mehr im Bewusstsein all der Menschen ist, die tagtäglich die vielfrequentierte Hauptstraße Innsbrucks begehen und befahren, war es an der Zeit diesen Ort und die fast vergessene Stifterin, die zeit lebens im Schatten ihrer Vorgängerin stand, jedoch für ihre charitative und religiöse Einstellung hochgeschätzt war, ins Scheinwerferlicht zu rücken.

Einen weiten zeitlichen Sprung zurück; zu einer für die Geschichte Tirols schicksalsträchtigen Frau ist notwendig um den dritten Erinnerungsort vorzustellen. Kennen sie den Ort „Pramau“ im Pillerseetal?

Wenn sie diese Frage mit „Ja“ beantworten können, dann gehören sie zu den eingefleischten Lokalhistorikern des Tiroler Unterlandes. Heute ist der Ort mit seinen über 4.000 Einwohnern unter einem anderen Namen, nämlich Fieberbrunn, bekannt. Beinahe hätte die Geschichte Tirols nicht 1363 mit der Übergabe von Margarete von Görz-Tirol (1318–1369) an ihren Cousin Rudolf von Habsburg (1339–1365) eine bedeutende Wende genommen. Margarete, später mit dem Beinamen „Maultasch“ belegt, plagte im Frühjahr 1354 ein starkes Fieber. Ihre Berater hatten von einer fieberlindernden Quelle im Pillerseetal gehört und der kranken Landesherrin geraten, sich dorthin zu begeben um das heilkräftige Wasser zu trinken. Einen Rat den Margarete folgte leistete und tatsächlich verschwand das Fieber. Die Quelle und die umliegende Gemeinde wurden in den Folgejahrzehnten nur mehr Fieberbrunn genannt. Ob diese Geschichte den Tatsachen entspricht, lässt sich mit der heutigen Aktenlage nicht mehr nachvollziehen, dennoch befindet sich in der Marktgemeinde, das einzige Denkmal das singulär an Margarete „Maultasch“ erinnert. Das Ensemble zu Fuß der Pfarrkirche besteht aus zwei Teilen: zum ersten aus der gefassten Quelle mit einer großen Bronzetafel, an der die Geschichte der wundersamen Heilung von Margarete und 280 Jahre später Claudia de' Medici erinnert und zum zweiten einer überlebensgroßen Bronzestatue. Die Statue wurde

im Zuge der Gesamterstellung des Erinnerungsortes 1971 vom Haller Bildhauer Josef Bachlechner d.J. geschaffen. Er hatte passenderweise bereits acht Jahre vorher an der bronzenen Erinnerungstafel am Innsbrucker Landhausplatz zu „600 Jahre Tirol bei Österreich“ mitgewirkt. Der Künstler hatte bei der Gestaltung der Statue freie Hand, denn außer eines Siegelabdrucks der sich heute im Tiroler Landesarchiv befindet, haben sich keine zeitgenössischen Abbildungen der willensstarken Margarete erhalten.

Alle drei hier vorgestellten Tirolerinnen teilen das gleiche Schicksal – zeitgenössisch einflussreich und bekannt – wurden sie nicht mit einem großen Denkmal, wie es für ihre männlichen Pendant üblich war, verewigt. Dennoch, wenn man sich mit ihren Lebensläufen näher beschäftigt und mit diesem Wissen auf die Suche nach entsprechenden Erinnerungsorten macht, stößt man schnell auf unübersehbare Spuren, die sie in der Landschaft und seiner Bezeichnungen hinterlassen haben.



Bildnis der Margarethe Maultasch aus der Ambraser Sammlung, 1. Hälfte 16. Jhrdt.

Foto: Wikimedia/Caro1409



Brunnenensemble Fieberbrunn, Neugestaltung 1971.

Foto: Marion Pichler

DIE TASCHKE DER FRAU

Michaela Hutz



Foto: Michaela Hutz

„Nicht ohne meine Tasche!“, wie oft hört man diese Aussage von Frauen. Was ist so Besonderes an der Tasche, dieses wichtige Accessoire, ohne das kaum eine Frau aus dem Haus geht?

Wenn man einem Gespräch zwischen den verschiedensten „Taschen“ zuhören müsste, könnte das vielleicht wie folgt klingen:

Plastiktasche: „Ich lebe leider das Leben einer Eintagsfliege. Ich bin nur wichtig, wenn man im Supermarkt festgestellt hat, dass man seinen Einkaufskorb vergessen hat. Ich springe dann sehr schnell als Ersatz ein. Aber kaum zu Hause angekommen, lande ich in einer Schublade oder bestenfalls bekomme ich noch eine zweite Chance als Mülltüte.“

Rucksack: „Was jammerst du denn dauernd! Du brauchst dich nicht jeden Morgen am Riemen reißen lassen und schwere Lasten durch die Gegend schleppen. Meine Trägerin zerrt an meinen Reißverschlüssen und stopft wahllos schwere Gegenstände in mich hinein. Ich werde wahllos auf den Boden gestellt oder diene als Prellbock im Bus. Da hast du es doch gut, kleine Eintagsfliege!“

Trolley: „Mir geht es auch nicht viel besser als dir. Ich stehe oft für viele Wochen im Abstellraum und staube vor mich hin. Wenn die Reise dann losgeht, werde ich bis oben vollgestopft und, als wäre das noch nicht genug, muss ich viele Runden auf dem Förderband von Flughäfen verbringen oder ich liege im Bauch eines Reisebusses. Mir wird jedes Mal schlecht davon.“
Handtasche: „Na, ihr seid ja schöne Jammerlappen.“



Foto: Michaela Hutz

Jeder von euch hat seine Bestimmung. Ich bin auch jeden Tag mit meiner Trägerin unterwegs. Ich beinhalte viele wichtige und unwichtige Sachen und sehe jeden Tag andere Orte. Aber auch ich werde hin und wieder ausgewechselt, wenn ich farblich nicht zum Tagesoutfit passe, und warte dann im Kleiderschrank auf meinen nächsten Einsatz, aber was ist schon dabei. Wenn ich im Einsatz bin, dann bin ich für meine Trägerin wichtig und unersetzlich und seid doch einmal ehrlich, das seid ihr im Augenblick eures Einsatzes doch auch!“

Genau so ist es, egal ob es der Rucksack, die Reisetasche oder die Handtasche der Frau ist, im Augenblick des Einsatzes sind diese wichtigen Accessoires für Frauen einfach wichtig. Wagen wir einen Blick zurück in die Geschichte. War das immer schon so? Hatte die Handtasche immer die Bedeutung für die Frau, die sie heute hat? Das älteste Beiwerk, das Menschen geschaffen haben, sind Taschen. Der eigentliche Zweck der Tasche, ein mobiles Transport- und Aufbewahrungsmittel zu sein, hat sich im Laufe der Geschichte nicht verändert. Doch je nach Zeitgeist, Epoche und Bedürfnissen haben sich die Taschenformen, ihre Bedeutungen und Materialien unterschiedlich entwickelt.

Eine der ältesten Funde einer Tasche bestand vermutlich aus Häuten, die an einen Stock gebunden waren. Sie sollten wahrscheinlich als Behältnis für Nahrungsmittel und Feuersteine dienen.

Der Begriff der „Tasche“ tauchte erst mit Mitte des 19. Jahrhunderts auf. Dennoch hat die Tasche bereits in der Antike Spuren hinterlassen. Hieroglyphen aus dem alten Ägypten zeigen bereits Abbildungen von Männern, die



Foto: Michaela Hutz

Beutel um die Taille gebunden haben. Afrikanische Priester trugen Beutel mit Perlen, die ihre Macht demonstrierten. Im Mittelalter nannte man einen Taschendieb „Beutelschneider“. Die Menschen trugen ihr Bargeld und alles, was wichtig war, in einem Beutel am Gürtel. Diese Beutel waren sowohl von Frauen als auch von Männern die am häufigsten genutzte Variante. Durch Metallrahmen bekam die Tasche eine festere Struktur und wurde gleichzeitig größer. Aber immer noch wurde die Tasche um die Taille getragen. Oft an reich verzierten Hüftgürteln kamen diese Beutel sehr gut zur Geltung, waren diese Hüftgürtel meist doch reich verziert. Man konnte nur durch geringe Gestaltungsvariationen und den Inhalt erahnen, ob die Tasche einem Mann oder einer Frau gehörte.

Weiters gab es kleine Geldbörsen als Hochzeitsgeschenke für die Bräute, auf die Liebesbotschaften getickt wurden. Es gab auch Kirchenhandtaschen, in denen Relikte aufbewahrt wurden. Der Almosenbeutel signalisierte im

Mittelalter den Reichtum und das Standesbewusstsein der reichen Klasse, des Adels und des reichen Bürgertums. Kleine und zierliche Taschen waren vornehm. Bauchige, große Schultertaschen signalisierten harte Arbeit und wurden vom Bauernstand genutzt.

Die Form der Tasche änderte sich auch mit der Mode der Frau. Die Mode wurde voluminöser, Frauen versteckten ihre wichtigen Habseligkeiten in den Falten ihrer Kleider, in Muffs und in den ausladenden Ärmeln ihrer Kleider.

Ab dem 17. Jahrhundert kam es zu einer weiteren Veränderung. Man entwarf birnenförmige Stoffbeutel, die unter den Unterröcken auf den Hüften getragen wurden. Diese Beutel waren nicht mehr fest mit der Kleidung verbunden.

Die Männer verzichteten mit ihren in die Kleidung integrieren Taschen auf zusätzliche Beutel. Dies dürfte der Beginn der geschlechtsspezifischen Verwendung der Handtasche gewesen sein. Die Beutel verführten Frauen dazu, alle ihre wichtigen Dinge mit sich herumzutragen. Als sich um 1790 der Kleidungsstil änderte und der Empire-Stil in Mode kam, schlug die große Stunde der Handtasche.

Das Retikül war die Weiterentwicklung des Stoffbeutels. Er entstand, als die Damenwelt um 1790 Gefallen an antiken Vorbildern fand und sich die herrschende Damenmode mit den gerade fallenden Musselin Roben durchsetzte. In England war es die „indispensables“, in Frankreich das „ridicules“. Er besaß einen Griff und konnte nun in der Hand getragen werden. Ab ca. 1800 hatte sich das Retikül endgültig etabliert und keine Frau verließ das Haus mehr ohne Hut und Handtasche.

Die britische *Imperial Weekly Gazette* spottete: „Während Männer ihre Hände dazu haben, sie in die Taschen zu stecken, haben Frauen Taschen, um sie in den Händen zu tragen.“

Die Handtasche wurde umso kleiner, umso mehr die Kleidung an Volumen zunahm. Die Taschen und Täschchen wurden mit kleinen Kordeln und Kettchen getragen. Eine bedeutende Neuerung entstand um 1850, als man Reisetaschen entwickelte. Die Reise-

taschen waren nicht nur größer, sondern auch mit schönen Petit-Point Mustern bestickt. Besonders charakteristisch waren die langen Henkel.

Die Bedeutung der Tasche als Statussymbol fand im 20. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Eng verbunden war die Entwicklung der Taschenkreationen mit der Fortbewegung zu Pferd und auf dem Dampfschiff. „Louis Vuitton“ fertigte Taschen für König Napoleon III, „Hermès“ für die Aristokratie. „Prada“ und „Gucci“ stellen hochwertiges Reisegepäck her und „Fendi“ bot ebenfalls luxuriöse Taschen an. Die großen Modelabels sprangen auf den Zug auf, die Taschen in allen Fassetten wirkten bahnbrechend. Bei Vuitton wurden die Kofferlogos per Hand aufgemalt, um Nachahmungen zu verhindern. Bei der kanadischen Armee wurden für die Transportsäcke erstmals Reißverschlüsse genutzt und Vuitton machte dies 1923 bei seinen Taschen salonfähig.

In den 1910er Jahren war der Stil der Kleidung durch Eleganz und schmale Linienführung geprägt. Meist war Mode mit Stickereien verziert und mit Mustern aus dem Orient versehen. Handtaschen dieser Zeit waren aufwändig mit bunten Farben und Mustern bestickt. Oft wurden bestimmte Szenen und Bilder auf den Taschen dargestellt, um ihnen ein besonderes Aussehen zu verleihen.

Vier klassische Taschenformen haben bis heute überdauert. Die Grundideen wurden bis in die heutige Zeit immer wieder verwendet. 1923 entwarf „Hermès“ sein Modell „Bolide“, es war die erste Handtasche mit einem Reißverschluss. 1933 entstand das Modell „Plume“, es war ursprünglich aus Pferddecken entworfen worden. Das Modell „Le Trim“ wurde zum Kultobjekt als Jackie O. damit auf Capri gesehen wurde. Die Form dieses Modells geht auf einen Futtersack für Pferde zurück.

Das Modell „Noé“ von „Vuitton“ sollte ursprünglich für fünf Flaschen Champagner Platz finden. Auf Stil und Eleganz sollte und wollte man auch unterwegs nicht verzichten.

„Sei tagsüber eine Raupe und in der Nacht ein Schmetterling!“, so Coco Chanel. Dieser Satz war besonders für die Abendtasche von Bedeutung. Hier wurden alle Gesetzmäßigkeiten der Tasche außer Acht gelassen. Braucht man in der normalen Hand-

tasche viel Platz für allerlei „Kleinigkeiten“, die eine Frau so braucht, ist dieses Kriterium bei der Abendtasche außer Kraft gesetzt.

Die ersten Abendtaschen wurden aus Stickerei Resten von Wandbehängen und Kirchengewändern genäht. Die Damen des elisabethanischen Zeitalters im 16. Jahrhundert trugen kunstvoll gehäkelte Abendtaschen in Gestalt von Fröschen, Weintrauben usw. Die Taschen erlaubten ihren Trägerinnen eine unabhängige Freizeitgestaltung. Das überaus beliebte Glücksspiel im 17. Jahrhundert brachte eine neue Art der Taschen zum Vorschein. Die Glücksspieltaschen waren geschmückt mit Symbolen und Sprüchen der Tugend und Sparsamkeit, hatten aber dennoch großen Stauraum für die Geldgewinne. Den Damen des 18. Jahrhunderts standen, wie schon erwähnt, nur kleine Beuteltaschen zur Verfügung. So erfanden die Frauen geräumige geknotete Beutel aus Seide, in denen sie ihre wichtigen Habseligkeiten verstauten. Es waren große mit Spitzenbändern verzierte Beutel, die über den Arm getragen wurden. Die Damen trugen zur Rechtfertigung dieses Accessoire bei Opernbesuchen häufig kleine Handarbeiten bei sich.



Foto: Michaela Hutz

Die handgearbeiteten Taschen der 1830er Jahre sollten aussagen, dass die Trägerinnen jung und unverheiratet waren und einen Ball besuchen durften, um sich einen Ehemann zu angeln. In den 1920er Jahren diente die Tasche dazu, die Zigarettenspitzen und Rouge-Dosen zu beherbergen.

In den 1930er Jahren war das Design der Abendtasche eng der aktuellen Mode angepasst, in den 1940er Jahren verfügten sie über zahlreiche Innentaschen und Geheimfächer. Es wurden Taschen aus Stoff, Rindsleder und anderen Tierhäuten hergestellt. Man experimentierte aber auch mit anderen Materialien, da Leder knapp war. Stroh und Bambus waren beliebte Materialien, um Korbtaschen herzustellen.

In den 1960er Jahren war es die Go-Go-Bag, mit Silberpailletten besetzt, in den 1970er Jahren der gehäkelte Disco-Umhänge-Beutel. Die 1970er waren für die Handtasche eine ereignisreiche Zeit. Große Modedesigner wie „Gucci“, „Chanel“ oder „Prada“ boten erstmalig passende Handtaschenkollektionen zu ihren Kleidungsstücken an. Die Taschen der 70er Jahre waren meist bunt mit auffälligen Mustern. Große Schultertaschen feierten ihr Comeback.

Die Abendtasche hat bis heute überdauert und agiert als das, für was sie gemacht wurde. Am Abend ist die Frau von allem Ballast befreit. Handy, Schlüssel, Geld und Lippenstift finden immer Platz, selbst in der kleinsten Tasche.

Bei dem Rundgang in der Geschichte der Taschen darf ein Klassiker nicht fehlen. Die berühmte Kelly Bag. Die Kelly Bag erlangte ihre Berühmtheit, als Grace Kelly sich mit dieser von „Hermès“ gefertigten Tasche gezeigt hatte. Eine Kelly Bag wird, wie alle

Taschen von „Hermès“, von einem einzigen Handwerksmeister hergestellt. Das Leder wird individuell nach Kundenwunsch ausgesucht und von Hand zugeschnitten. Das Innenfutter der Tasche besteht aus weichstem Ziegenleder. Das Haus „Hermès“ widmet sich dem Innenleben der Tasche mit der gleichen Sorgfalt wie dem Äußeren. Der Herstellungsprozess einer Kelly-Bag dauert 18 Stunden. Der Name „Hermès Paris“ wird in Goldlettern aufgestempelt. Die Wartezeit für eine Kelly-Bag ist lange und wird auch gerne in Kauf genommen.

In den 1990er Jahren setzen sich Taschen in grellen und bunten Neonfarben mit auffälligen Mustern durch. Ein Gegenteil dazu war die Jeans-Tasche sowie Taschen aus synthetischen Stoffen, die durchsichtig waren. Vorherrschende Handtaschenform war die Kastenform. Auch die Bauchtaschen und Rucksäcke waren sehr beliebt.

Und so ist und war die Handtasche immer schon ein heißbegehrtes Kultobjekt der Frau. Unverständlich für Männer, warum eine Frau so viele verschiedene



Foto: Michaela Hutz

Handtaschen hat. Der wichtige Moment der Wahrheit kommt immer, wenn man sich die Tasche über die Schulter hängt. Passt sie zu mir, zu meinem Outfit?

Wie eine Tasche ausgesucht wird, ist von Frau zu Frau verschieden. Geht eine Frau nach der neuesten Mode und muss jedes dieser topaktuellen Kultobjekte besitzen oder sind es praktische Erwägungen, die in den Kauf mit einbezogen werden?

Wie auch das Tragen der Tasche unterschiedlicher nicht sein kann. Eine Lieblingshandtasche, die zu

jedem Outfit passen muss, oder doch mehrere Taschen und jeden Tag wird umgeräumt? Oder doch ein besonders teures oder ausgefallenes Stück, das man nur zu bestimmten Gelegenheiten heraussucht?

Egal, zu welchem Taschentyp man gehört und wie viele Taschen man besitzt, die Tasche ist und bleibt für die Frau ein wichtiges Begleitobjekt, das in allen Lebenslagen dabei sein muss.



Foto: Michaela Hutz

WIE WIRD GEHÄMMERT UND GESCHWEISST?

Victoria Rist



Foto: Privat

Neulich betrat ich geschminkt mit lackierten Nägeln, leicht zerzausten Haaren, einer etwas löchrigen Arbeitsjacke und befleckter Handwerkerhose ein Café. Ich hatte mich dort mit meinen Kollegen verabredet. Auf dem Weg zwischen Eingangstüre und unserem Tisch, fielen mir seltsame Blicke entgegen. Ich kam an drei Männern vorbei, dessen verwirrte Blicke mich von oben bis unten musterten. Sie sahen sich gegenseitig an, nickten sich erstaunt zu und sahen wieder zu mir.

Diese Blicke wurden für mich zur Normalität. Mir ist es auch nicht unangenehm, sondern im Gegenteil: Es fühlt sich fantastisch an.

Meine berufliche Karriere begann ich als ausgebildete Mediendesignerin. Damals dachte ich, ich hätte den perfekten Job nach meiner Lehrzeit angenommen. Es gab keine negativen Aspekte und doch war ich unglücklich. Jeden Morgen öffnete ich die Eingangstüre und betrat die im Erdgeschoß vorhandene Werkstatt. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich nahezu immer gut gelaunt. Doch nur ein Blick zur Stiege, mit welcher ich einen Stock höher in das Büro und somit zu meinem Arbeitsplatz gelangte, nahm mir meine Motivation. Mit jedem Tag wurde es schwieriger, die Stiege zu erklimmen. Mit jeder Stufe verlor ich ein Stück Motivation. Mit jedem Schritt etwas von mir selbst. Schnell wurde mir klar, dass ich mein Berufsleben



Foto: Privat

nicht im Büro verbringen will. Ich kündigte und hang meine Grafikkarriere an den Nagel. Es war mir egal, in welchem Beruf mich Freunde und Familie sahen. Ich suchte einen Beruf, in dem ich mich sehe.

Dies war der Startschuss für meinen Werdegang als Maschinenbauerin. Die umfangreiche Welt der Metalle faszinierte mich. Sowie auch das Berechnen, Konstruieren und Fertigen von Werkstücken. Da eine weitere Lehre allerdings keine Option für mich war, entschied ich mich für eine weiterführende und praxisnahe Schule. Nun besuche ich neben meinem Teilzeitjob als Glaserin bei der Firma Raimund Jakubitzka, bei welcher ich auf Montage bin, die Abendschule an der HTL Anichstraße für Maschinenbau.

Erzähle ich jemanden von meinem Beruf, so lautet eine der häufigsten Fragen, die mir gestellt wird: „Warum?“. An diesem Punkt trennen sich nun die Wege zwischen jenen, die noch immer Geschlechter trennen und jenen, die im 21. Jahrhundert angekommen sind und wir alle einfach nur Menschen mit verschiedensten Interessen und Vorlieben sind. In meiner Schulklasse wurde ich nicht ein einziges Mal gefragt, warum ich diesen Bildungsweg einschlug. Denn jeder weiß, dass wir alle aus dem selben Grund hier sind. Wir interessieren uns für Maschinenbau und möchten Ingenieur:innen werden. Wir alle. Egal welches Geschlecht. Egal welche Staatsangehörigkeit. Egal welche sexuelle Orientierung.

Eine weitere beliebte Frage an mich ist: „Was willst du nach der Schule machen?“. Die Antwort kann ich bis heute nicht geben. Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung. Begründet, da mir bewusst ist, dass ich es als Frau in dieser Branche schwieriger habe als Männer.

Ergo möchte ich mich selbst mit keinen zu hohen Ansprüchen belasten.

Insgesamt bin ich sehr Stolz, mich der gesellschaftlichen Norm entgegengestellt zu haben, um nun meinen Interessen und Wünschen nachzugehen. Viele Frauen trauen sich leider nicht. Vorurteile und Klischees machen es uns nicht einfach. Die Angst zu versagen ist zu groß. Immerhin möchten wir uns nicht nachreden lassen, dass „typisch Frau“ etwas nicht kann. Ich persönlich hatte ebenso Angst vor solch einer Niederlage. Doch bekam ich niemals ein abwertendes Kommentar zu hören. Stattdessen nur Lob und Stolz. Zumal ich eine der wenigen -aber immer mehr- Frauen bin, die den Mut hatte, sich in einem männerdomänen Beruf zu beweisen.

Seit einiger Zeit ist mir nicht nur meine Karriere als Maschinenbauerin wichtig, sondern auch Mädchen und Frauen zu Motivieren, ihrer wahren Berufung nachzugehen. Die gesellschaftliche Erziehung drängt uns in eine Richtung, aber es gibt noch eine andere. Ich half beispielweise schon als Kind lieber mit meinem Papa bei Zusammenbauten, Reparaturen und diversen anderen handwerklichen Arbeiten. Jedoch war die Hemmungen, der kleinen Tochter einen Akkuschauber oder eine Bohrmaschine anzuvertrauen, zu groß. Über Hammer und Schraubenzieher kam ich nie hinaus. Folglich ist für mich die Erziehung ein bedeutsamer Grund, warum wir so wenige Frauen in handwerklichen und technischen Berufen haben. Der Fehler, Mädchen von Jungen zu trennen, beginnt schon beim Kauf der Spielsachen. Wir Handwerkerinnen und Technikerinnen wollten keine pinke Küche oder gar einen Schminktisch, sondern den grünen Handwerkstisch. Aber als Mädchen hatten wir keine Chance.



Foto: Privat

Ich möchte an dieser Stelle allen Frauen, die sich für Handwerk und Technik interessieren, mitteilen: Traut euch! Vergesst alle Klischees und Vorurteile. Handwerk ist schon lange nicht mehr nur Männersache!



URSULA STROHAL

(2. Juni 1950 – 5. September 2021)

Mit Ursula Strohal haben wir im letzten Jahr eine bedeutende Persönlichkeit verloren. Sie war eine Größe der Tiroler Kulturlandschaft. In vielen Zeitungen und Zeitschriften hat sie ihre Spuren hinterlassen. Ihr Faible war die Musik – und hier allen voran die Klassik und die Oper. Ihre Kritiken und Besprechungen zeugten von ihrem Engagement, ihrem Fachwissen und der Liebe zum Metier.

Die Traditionen (siehe unter anderen ihre Tätigkeiten für den Tiroler Blasmusikverband) waren ihr ebenso vertraut wie die Moderne. Sie zeigte keine Scheu vor Ehrlichkeit, gepaart mit ihren enormen Fachkenntnissen. Man konnte diese nachlesen, aber auch in fundierten Gesprächen und Diskussionen „mitemleben“.

Gerade in den „Hoch“zeiten der musikalischen Darbietungen war sie „on the road“ – kein Weg zu weit und Aufführungstermine bzw. Abgabedeadlines kosteten sie zumeist ein – berechtigtes – müdes Lächeln. Trotz ihrer schweren Krankheit im letzten Jahr, hatte sie stets ein offenes Ohr für musikalische Belange.

Und darüber hinaus: Sie hat in der Panoptica und in den Sondernummern der Kulturberichte über Jahrzehnte ihre Kenntnisse weitergegeben. Und dies mit ihrem eigenen Charme. In Treffen, unzähligen Telefonaten und in den Redaktionssitzungen war sie eine stetige Bereicherung, nicht aufdringlich, aber immer sehr bestimmt, wenn es um „ihr“ Metier ging.

Und dieses erstreckte sich nicht nur auf die Tiroler Kulturlandschaft, sondern auch auf Frauenbelange. Man musste ihr einfach mit Respekt begegnen, genau so wie sie auch andere Meinungen respektierte, vielleicht auch manchmal mit einem wehen Auge (und ihrem ausgebildeten „Gehör“ durch fachliche Studien).

Ihre Tochter Annavera lag ihr sehr am Herzen – in Gesprächen spielte sie immer wieder eine wichtige Rolle. Unnahbar war Ursula Strohal nie, vielleicht manchmal etwas distanziert, aber stets offen für den Meinungsaustausch.

Wir haben mit Ursula Strohal wahrlich eine wichtige Frau in der Kulturlandschaft verloren.

Letztendlich können wir nur Danke sagen, für die Zusammenarbeiten, für den persönlichen Austausch und ihre Spuren in Kommentaren und Druckwerken und sie bewusst in Erinnerung und Wertschätzung bewahren.

Petra Streng

DER LETZTE SCHÜTZEN-GRABEN DES PATRIARCHATS

Werner Kräutler



Werner Kräutler

Foto: Werner Kräutler

Die Erforschung der menschlichen Frühgeschichte fördert immer wieder neue, sensationelle Erkenntnisse zutage. Mehr noch: Derzeit spielt sich eine regelrechte Revolution ab. Wir werden nicht umhin kommen, die Geschichte der Menschheitsentwicklung über kurz oder lang neu zu schreiben.

Eines steht bereits fest: Die heute herrschende Rollenverteilung von Mann und Frau ist völlig obsolet. Sie hält einer historisch-wissenschaftlichen Betrachtung in keiner Weise stand. Es ist ein jetzt belegbarer Irrtum, in der Rückschau dieselben Rollenbilder von Mann und Frau anzunehmen wie sie in unserer Gegenwart praktiziert werden. Dieser fundamentale Irrtum wird zu allem Überfluss dann dafür verwendet, die derzeit herrschende Rollenverteilung als ‚historisch gewachsen‘ zu legitimieren. Eine nachweisliche Unwahrheit als Begründung für den männlichen Dominanzanspruch? Das darf ganz einfach nicht sein.

Wer aber hätte gedacht, dass ausgerechnet die Archäologie die derzeit gültige, auf patriarchalen Axiomen errichtete Konstruktion von Weiblichkeit ins Wanken bringt? Einer Weiblichkeit, der heute noch immer die Attribute Kind, Küche, Kirche anhaften. Ähnlich den ‚Hundstrümmerln‘, die gerne an Schuhsohlen kleben.

Höhlenmalerinnen am Werk

Wissenschaftliche Vermessungen der Abbildungen von Händen, die vielfach neben den Höhlenmalereien gefunden werden, zeitigten vor einigen Jahren ein



Handabdrücke an einer Höhlenwand.

Foto: wikipedia

erstes unerwartetes Ergebnis. Unter ihnen befinden sich viele Frauenhände. Das würde bedeuten, dass viele der Jahrtausendealten Meisterzeichnungen von Frauen stammen müssen.

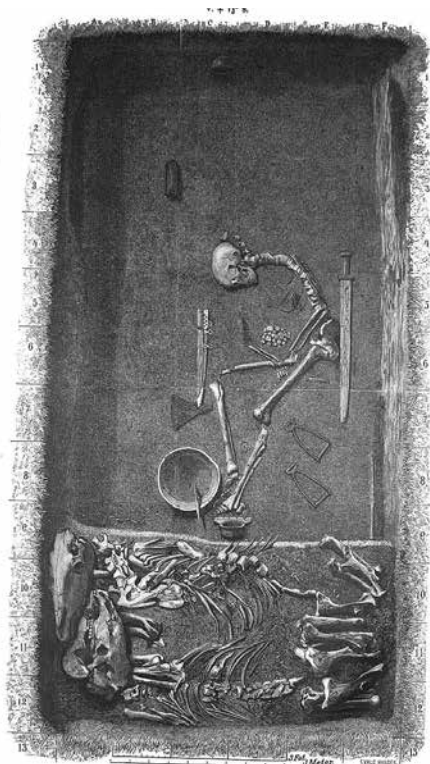
Jägerinnen

Die prähistorische Forschung fördert in den letzten Jahren mehr und mehr Belege zutage, dass Frauen in der Frühzeit der Menschheit den Männern zumindest gleichgestellt waren. Untersuchungen an Knochenfunden zeigen eindrucksvoll, dass Frauen an der Jagd und auch an Kämpfen beteiligt waren. Sehnenansatzpunkte an den Ellenbogen von Frauenskeletten sprechen eine deutliche Sprache.

Das auch noch: Eine Wikinger-Kriegerin

Als 2017 das Skelett eines berühmten Kriegergrabes aus der Wikingerzeit einer DNA- und Isotopenanalyse unterzogen wurde war das Ergebnis eine ausgewachsene Sensation: Es handelte sich um ein Kriegerinnengrab. Hier wurde Frau begraben, die in ihrem Leben viel unterwegs gewesen sein musste. Es fanden sich Spielsteine für ein Brettspiel, Würfel und Trachtenelemente als Grabbeigaben, die Verbindungen in den östlichen Raum der russischen Steppe aufzeigen. Zwei mit ihr begrabene Pferde samt Reitzubehör belegen zudem ihren hohen Status.

Was die Frau jedoch als geachtete Kriegerin auszeichnete war die volle Waffenausstattung, die ihr mit ins Grab gelegt wurde: Schwert, Axt, Hiebmesser, zwei Speerspitzen, Pfeile und zwei Schilde. Ich kann mir jetzt gut vorstellen, dass viele, vor allem aber dickbäuchige und mit Runen aller Art tätowierte, martialisch geschorene Mochtgern-Wikinger ob solcher Fak-



Das Kriegergrab von Birka wurde bereits 1878 entdeckt. 2017 erbrachte eine DNA-Analyse eine Sensation. Denn das Skelett ist das einer Frau.

Foto: wikipedia

ten von ihren Motorrädern fallen. Eine Wikingerin? Nur das nicht.

Frauen veredelten Pflanzen. Männer brauten Bier.

Allgemein akzeptiert - weil schon vor Jahren belegt - ist die Erkenntnis, dass Frauen die eigentlichen Triebkräfte der neolithische Revolution gewesen sein mussten. Während sie sich der Züchtung neuer, verbesserter Getreide- und vermutlich auch Gemüsesorten widmeten taten die Männer etwas ganz anderes: die erfanden das Bier. Es wird sogar angenommen, dass die Männer das einst wild wachsende Getreide im heutigen Iran anfänglich vor allem deshalb sammelten, um damit Bier zu brauen. Erst Frauen war es dann vergönnt, die wahre Bedeutung dieser Pflanzen zu erkennen.

Eine Parallele drängt sich dabei über tausende Jahre hinweg regelrecht auf.

Hatten es die Frauen schon vor Jahrtausenden bereits satt, dass ihre Männer permanent auf der Jagd waren und in der Gegend herumstromerten? Veredelten sie vielleicht deshalb Wildgräser, damit ihre Männer einen weniger flatterhaften Lebensstil pflegen und endlich zuhause bleiben sollten?

Und die Männer? Wenn die schon zuhause herumhocken mussten brauchten sie ganz offensichtlich was zum Saufen. Also hatten sie etwas entsprechendes zu erfinden, zum Beispiel Bier. Diese Erfindung dürfte der Gründungstag des Ur-Vatertags gewesen sein.

Der letzte Schützengraben des Patriarchats

Rückwärts gewandte Konservative überbieten sich wieder im Bewerben verstaubter Rollenzuweisungen der Frau als Mutter und Hausfrau. Der gerne verwendete Verweis auf eine ‚Naturgesetzlichkeit‘ dieser Rolle erweist sich wissenschaftlich und realpolitisch als völlig abstrus. Das zeigt aber auch deutlich, wovor sich die Apologet_innen dieser Rollenfantasien in Wahrheit fürchten. Dazu gesellt sich zu allem Überdross auch noch ein Gefühl vieler Männer, dass Frauen den Großteil der Tätigkeiten gleich gut oder eh besser beherrschen als sie selbst.

Und so ist es für mich auch kein Wunder, dass vor allem geistig eher schlicht veranlagte Männer gemeinsam mit ausgewiesenen Patriarchen einen letzten Schützengraben ausheben um dem Ansturm geschlechtsspezifischer Sprache, dem ‚Gendern‘, Stand zu halten. Viele Männer ahnen es: wenn auch dieses letzte Gefecht verloren geht ist die Sache mit dem Patriarchat gelaufen.

Eine kurze Geschichte der patriarchalen Revolution

Vor rund 25 Jahren hatte ich die einzigartige Gelegenheit, mit dem von mir hoch verehrten italienischen Archäologen Domenico Nisi Spaziergänge im Bereich des Nedertales am Fuß des Similaun zu machen. Er erklärte mir einerseits die Wichtigkeit der Einbeziehung von geomorphologischen Besonderheiten einer Landschaft im Rahmen einer Prospektion. Andererseits lehrte er mich, wie in einer Landschaft jene Punkte gefunden werden können, an denen sich schon vor tausenden von Jahren mit großer Wahrscheinlichkeit Menschen aufgehalten hatten.



Der „Thron“ der Göttin auf der Kaser im Nedertal oberhalb von Vent im Ötztal.

Foto: W. Kräutler

Eher nebenbei schilderte er mir die Lebensumstände jenes Mannes, den wir Ötzi nennen. Er verortete den Eismann nämlich am Übergang von einer matrizen-tristischen zu einer patriarchalen Kultur. Dabei präsentierte er mir eine Theorie, wie ich sie noch nie gehört hatte. Die aber in meinen Augen eine schlüssige Erklärung jener patriarchalen Revolution ist, die zur Zeit Ötzis in diesem Teil der Alpen stattgefunden haben musste. Und die eine jahrtausendealte weibliche Gestaltung der Gesellschaft ablöste.

Das Patriarchat ist auf Metall errichtet

Der Ausgangspunkt dieser massiven Umgestaltung der prähistorischen Gesellschaften begann mit dem erstmaligen Auftauchen von Metall. Die Entdeckung von Kupfer, so Nisi, konnte sich an großen Feuerstellen abgespielt haben. Diese wurden von Jagdexpeditionen unterhalten, die auch in den Tirol archäologisch nachzuweisen sind.

In den Sommermonaten war es bereits vor 11.000 Jahren üblich, im Hochgebirge (zum Beispiel im Fotschertal des Stubai) zwei sehr wichtige Rohmaterialien zu beschaffen: Felle und Geweihe. Die Felle für Schuhe, Kleidung und Isolierung - logisch. Aus Geweihen wurden vor allem jene Werkzeuge gefertigt, mit denen Silex bearbeitet worden war. Aus diesen, bei uns oft auch als Feuerstein bezeichneten Steinen, wurden Schneidegeräte wie Messer, Schaber und Sichel hergestellt.

Auch der Zufall in Form starker Winde musste einst mitgespielt haben, dass irgendwo im Alpenbogen Kupfer erstmals als mehr oder weniger reines Metall aus dem Erz austrat. Was lag näher, als das völlig neue, farbige Material als göttliche Gnade zu feiern, die nun Männern zuteil geworden war. Die daraus hergestellten Werkzeuge und Kriegsgeräte revolutionierten in der Folge nicht nur die Jagd- und Kampftechnik. Sie machten aus den Männern Häuptlinge, Heerführer oder Könige. Auch in den einst von Frauen dominierten Familien hatten jetzt die Männer das Sagen, waren sie doch von den Göttern dazu berufen.

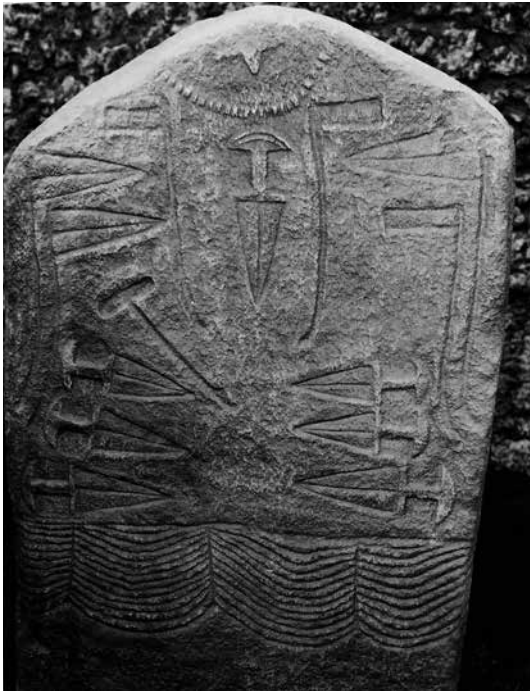
Es gehört zu den wunderbaren Zufällen, dass südlich des Alpenhauptkammes noch steinerne Zeugen existieren, die aus der Zeit vor der Machtergreifung der Männer künden. Und auch davon, dass das aufkommende Metall dann eine ganz entscheidende Rolle bei der ‚Machtübernahme‘ der Männer gespielt haben musste.

Die Stele von Arco am Gardasee schildert die patriarchale Revolution

Die Stele von Arco am Gardasee steht stellvertretend dafür, wie die patriarchale Revolution erklärt werden kann.

Dieser Menhir hat ein bemerkenswertes Aussehen. Der Kopf stellt offenbar die Sonne dar, deren Strahlen im Halbkreis nach unten gerichtet sind. Aus der Sonne - gleichzusetzen mit der göttlichen Energie - erscheint ein Dolch, Symbol für göttliche Kraft und Herrlichkeit.

Weitere Dolche und Äxte zieren den Menhir, dessen oberer ‚männliche‘ Teil mit einem typischen Gürtel abgeschlossen wird. Die untere Hälfte des Menhirs stellt den weiblichen Teil dar,



Die Stele von Arco.

Foto: Gianni Bodini: Steine. 4.000 Jahre Megalithkultur im Europa. Arunda 59, Löwenzahn Innsbruck-Bozen

der in der Erde fixiert wird. Ein Symbol für die Erdverbundenheit der Frauen, während sich die Männer offenbar der geistigen Welt und dem Metall zugehörig fühlten.

Aus derselben Periode dürften Figuren-



Eine weibliche Stele im Museum von Riva del Garda.

Foto: © MAGMUSEOALTOGARDA

Menhire stammen, die mit weiblichen Brüsten versehen sind. Im Unterschied zu den männlichen Pendants sind weibliche Menhire weder mit Metallgegenständen noch mit Kriegszeug verziert.

Als Gott noch eine Frau war

Hätte die Tiroler Künstlerin Ursula Beiler in der Eisenzeit gelebt, wäre ihr künstlerisch formulierter Gruß ‚Grüß Göttin‘ absolut normal gewesen.

Was Wenige wissen: die Tiroler Räter, zwischen dem Wipptal und dem Arlberg siedelnd, verehrten vor rund 2.500 Jahren die ‚Beten‘, wie die Göttinnen auch genannt werden. Sogar deren Namen sind heute noch bekannt: Anbet, Wilbet und Gwerbet. Das Wort ‚beten‘ geht übrigens auf die Endung der Namen zurück.

Die Christen übernahmen die einstigen Göttinnen volley und verwandelten sie in die „3 Saligen Fräulein“. Nicht nur das. Die wohl wichtigste Glaubensgrundlage der Räter gefiel den Christen ausnehmend gut: aus der Trinität der Rätergöttinnen wurde die Dreieinigkeit des christlichen Glaubens.

Die Räter besiedelten damals in Tirol den Raum zwischen dem Wipptal und - grob gesagt - dem Arlberg. Es handelte sich weniger um eine ethnische als eine religiöse Gemeinschaft, die drei Göttinnen verehrte. In Vorarlberg tragen übrigens zahlreiche Berge heute noch rätische Namen, die auf die prähistorischen Göttinnen verweisen.

Katholische Messen zu Ehren der 3 Saligen

Unglaublich ist, dass der Pfarrer von Zams noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts jeden dritten und vierten Sonntag des Monats in der Obsaurer Kirche zum Hl. Vigilius „auf dem Berg von St. Anbett, Vilbett und Gwerbetten“ ein Amt und eine Predigt zu halten hatte. Und das, obwohl es sich bei den Drei Heiligen Frauen um gar keine Heiligen im katholischen Sinn handelte. Im Gegenteil: Gwerbet wird auf einem Bild, das in der Obsaurer Kirche hängt, mit einem Sonnenzepter dargestellt, wie es eigentlich nur dem römischen Chefgott Jupiter zugestanden worden war.



Die „3 Saligen Fräulein“ auf einem Ölgemälde in der St. Vigil-Kirche in Obsaurs. Gwerbett (Mitte) hält das Chef-Göttinnen-Symbol in ihrer linken Hand: das Sonnenzepter.

Foto: W. Kräutler

Ich habe im Rahmen meiner Erkundungen in den Tiroler Bergen etwas Wichtiges entdeckt. Ich bin überzeugt, dass die Räter ihre Kultzentren sorgsam und mit Bedacht ausgewählt hatten. Wichtig war ihnen das Symbol der Trinität, das in den meisten Fällen aus gut sichtbaren, die Szenerie beherrschenden pyramidenförmigen Bergspitzen besteht. Ob am Goldbichl bei Innsbruck die Serles, im Viggartal ob Ellbögen die fantastische Viggarspitze, die Kirchengdachspitze beim Margarethenkirchlein in Gschnitz oder in ganz besonderem Maße der Tschirgant in Obsaurs: die Koinzidenz von Bergspitzen mit heiligen Quellen, Naturmonumenten oder Brandopferplätzen ist eindeutig und eindrucksvoll.

Natürlich bin ich mir bewusst, dass die Behauptung, Gott könnte ja auch eine Frau sein, bei den vor Männlichkeit strotzenden Tirolern nicht wirklich gut ankommt. Der Umstand, dass Ursula Beilers Großtafel ‚Grüß Göttin‘ seit Jahren heiß umkämpft ist und bisweilen sogar beschädigt wird, belegt dies eindrucksvoll.

Das Patriarchat wird nicht mehr lange zu halten sein

Für mich sind das jedoch die letzten Zuckungen eines Gesellschaftssystems, das so nicht mehr lange zu halten sein wird. Die intensiven verbalen Auseinandersetzungen im deutschen Sprachraum um die geschlechtsspezifische Ausformung unserer Sprache halten den Niedergang der Männerherrschaft nicht

mehr auf. Das Patriarchat befindet sich auf dem Rückzug.

Was wir jetzt zweifellos brauchen ist eine innovative Korrektur der deutschen Sprache. Wir sollten Überlegungen anstellen, das derzeit holprige ‚Sternchen/Bindestrich und Unterlinien-Gendern‘ durch eine geschlechterübergreifend-elegante Ausdrucksform zu ersetzen. Ein Beispiel: Als Pilger und Pilger-Blogger habe ich für mich eine spezielle Form gefunden, die einerseits gut ankommt aber auch halbwegs gut klingt: Anstelle der ‚normalen‘ Schreibweise Pilger_innen rede ich von Pilgersleuten. Ja, ich weiß, das ist die Ausnahme von der Regel.

Und wenn es uns nicht gelingen sollte, elegante Formen des Genderns zu finden wäre eine ‚grammatikalische Wachablöse‘ angebracht. Nach Jahrhunderten der ‚Männlichkeit‘ unserer Sprache könnten wir doch ganz einfach die weibliche Form verwenden. Mir würde jedenfalls kein Stein aus der Krone fallen.



Obsaurs war ein rätischer Zeit mit Sicherheit ein rätischer Wallfahrtsort. Die Kirche St. Vigil ist an jener Quelle errichtet, zu der die Eisenzeitmenschen damals pilgerten. Die gigantische Pyramide des Tschirgant ist ein Symbol für die rätische Trinität.

Foto: W. Kräutler

AUTORINNEN UND AUTOR

Dr.ⁱⁿ Mag.^a Andrea Aschauer

freie Wissenschaftlerin – Europäische Ethnologie/Volkskunde, wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

Ursula Beiler

lebt und arbeitet in Silz, Bildhauerei HTL Innsbruck, Studium der Philosophie an der Universität Innsbruck, Mitglied der Tiroler Künstlerschaft, Teilnehmerin an internationalen Symposien, zahlreiche Kunstprojekte und Ausstellungen, Studien der Philosophie an der Universität Innsbruck

Dr.ⁱⁿ Moni Brügge

Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, Anglistik und Romanistik. sechs Jahre Mitarbeiterin im Kurier, 28 Jahre Leiterin der Kulturredaktion der Tiroler Krone, freie Kulturjournalistin

Julia Costa

in Innsbruck geboren, in der Schweiz aufgewachsen, Liedermacherin, Sängerin, Lyrikerin, Gärtnerin und angehende Sozialpädagogin

Mag.^a phil. Simone Gasser, MAS

(art&economy), Kunsthistorikerin und Kulturautorin, langjährige Tätigkeit im Sammlungsmanagement öffentlicher und privater Sammlungen, Kunsthistorikerin und Kulturautorin

Sabine Geiger

Kinderbuchautorin, Mundartdichterin und Dorfbuchredakteurin aus Fiss

Dr.ⁱⁿ Mag.^a Michaela Hutz

Studium der Erziehungswissenschaft, Lehrerin an der KBAfEP

Werner Kräutler

arbeitete als Journalist und Regionalentwickler im Tiroler Ötztal und gründete die „Schule der Alm im Valsertal“, mit dem Ziel, die heimische Almkultur zu erhalten, Autor und Kulturblogger

Dr.ⁱⁿ Sylvia Mader

freie Kunsthistorikerin anfänglich in der Museumspädagogik, später in der Grundlagenforschung für den Tiroler Kunstkataster und im Kulturjournalismus tätig; Kuratorin neugegründeter Museen in Tirol, überregionale Ausstellungstätigkeit, Museumsexpertin

Andrea Pancheri, BA MA

Studium der Geschichte an der Universität Innsbruck; Historikerin, Numismatikerin, Reproduktionstechnikerin

Victoria Rist

Schülerin an der HTL Anichstraße, Abendschule Maschinenbau, arbeitet derzeit an Diplomarbeit und Matura

Kathrin Zitturi, MA

Studium der Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Diözesanmuseums Hofburg Brixen

